012215

8. Jahrgang Heft 3/4 März/April 1943

STADTBIBLIOTHEK

Germanen-Erbe

Monatsschrift für Deutsche Vorgeschichte



SCHWÄBISCHE OFENBANK
von Holzgerlingen
in Schönburg bei Tübingen

Amtliches Organ des

Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte

und des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Preis 90 Pfg.

BIBLIOTEKA W TORUNIU

8. Jahrgang 1943

Germanen-Erbe

Heft 3/4

Amtliches Organ des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte u. des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Herausgeber: Hans Reinerth

Inhalt dieses Heftes:

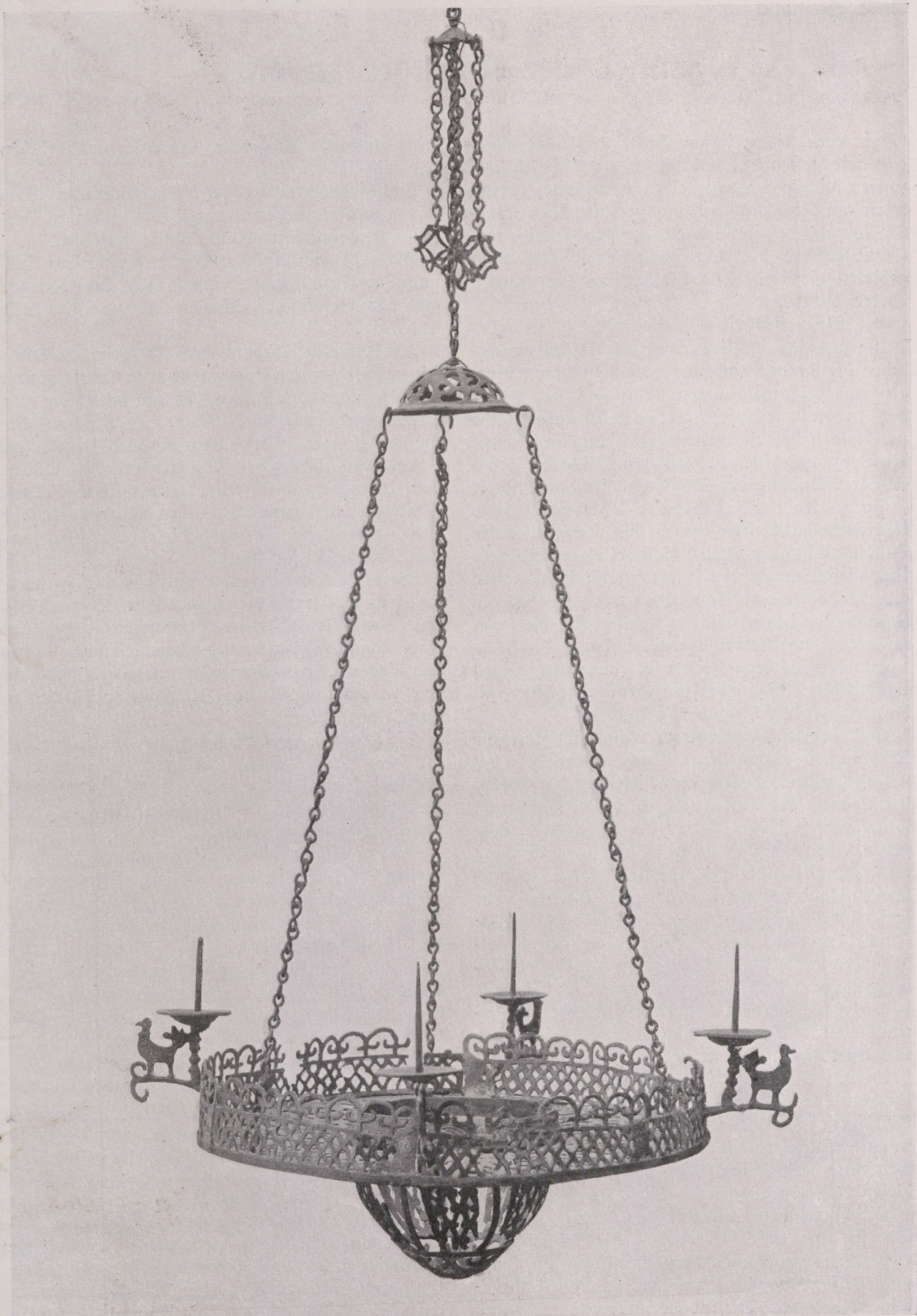
Nada Hermann: Zeugen der Wikinger zu Kiew . . 34
Wilhelm Kotzde: Der heilige Berg des Elsaß 46
Ludwig Kleeberg: Hatten die Germanen keine Städte? 51
Erwin Mehl: Altgermanische Ringkunst in den Alpen 58
Nachrichten 63
Bücheranzeigen 64

Vor allem ist es notwendig, daß der Deutsche sich des Wertes der Kulturschöpfungen seiner Vorväter und der gesamten nordischen Rasse bewußt wird. Kennt er sie, so wird er, von berechtigtem Stolz erfüllt, gefestigt seinem Volk dienen können.

Gustaf Kossinna

„Germanen-Erbe" erscheint zweimonatlich in Doppelheften und ist durch jede Buchhandlung, gegebenenfalls vom Verlag, zu beziehen. — Preis des Doppelheftes 90 Pfg., jährlicher Bezugspreis RM. 5.40 zuzüglich Porto. — Beiträge und Bücher zur Besprechung sind an den Herausgeber Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8, einzusenden. Anzeigen und Beilagen werden vom Verlag angenommen. Abdruck von Beiträgen und Bildern nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Johann Ambrosius Barth, Verlag, Leipzig C 1, Salomonstraße 18b



HÄNGELEUCHTER mit wikingischem Stileinfluß *Kirche der Herrenburg Sadnowka bei Kanew, Generalbezirk Kiew*

Nada Hermann

Zeugen der Wikinger zu Kiew

Die Lage Kiews ist zur Entstehung einer Stadt wie geschaffen. Sie steht am Schnittpunkt zweier wichtiger Wege, eines nordsüdlich gerichteten am Flußlauf des Onjepr und eines West-Ost-Weges, der südlich der großen Wald- und Sumpfgebiete die Verbindung von den Lößgebieten Galiziens und Wolhyniens zur unteren Wolga bildete.

Die Beschaffenheit des Geländes ist in jeder Weise günstig. Steil aufragende Hügel ermöglichen die Anlage von schwer einnehmbaren Burgen und Höhensiedlungen. Am Fuß der Hügel dicht neben dem Onjepr gibt es genügende Fläche zur Anlage der Handelsniederlassung im Schutze der Berge und einen bequemen und sicheren Hafen an der Mündung der Potschajna in den Onjepr.

Da zudem der fruchtbare Lößboden beste Ackerbaumöglichkeiten bot, ist die reichgegliederte Landschaft in allen Zeiten dicht besiedelt. Mehrere Tripoljesiedlungen der Jüngeren Steinzeit lagen auf den einzelnen Randhöhen des Onjepr, am bekanntesten ist die von der Kyrillstraße, die sogar mehrere Hausgrundrisse ergeben hat.

Aus den späteren Zeiten sind aus dem jetzigen Stadtgebiet einige gotische Skelettgräber mit kennzeichnenden Beigaben gefunden.

Seit dem 8. Jahrhundert lassen sich slawische Siedlungen nachweisen. Nach Chroniken des 9. Jahrhunderts wohnte am Mittellauf des Onjepr der Stamm der Poljanen, d. h. der Feldleute, so genannt weil ihre Felder auf den weiten Lößgebieten lagen und nicht in den riesigen Wäldern und Sümpfen, die sich nördlich davon bis nach Weißrußland erstreckten. Die Hügel innerhalb des jetzigen Stadtgebietes haben besonders zahlreiche Funde ergeben. Auf den Kiewberg, den Chorewizaberg und den Schekawizaberg mit ihren Siedlungsstellen und Bestattungen scheint sich die Sage zu beziehen, daß drei Brüder Kij, Schek und Choriw die Stadt gegründet und zu Ehren des ältesten Bruders Kiew genannt haben.

In der Mitte des 9. Jahrhunderts gerät das Stromtal des Onjepr in das Einflußgebiet der Wikinger, die nach ihren ersten Niederlassungen in Nordrußland und ihrem ersten ältesten Handelsweg nach dem Orient über die Wolga nunmehr diesen kürzeren Weg nach Byzanz befahren.

Die historischen Tatsachen des Kiewer Reiches, wie sie uns durch Chroniken, die Runensteine Schwedens und die erhaltenen wikingischen Orts- und Personennamen überliefert wurden, sind genügend bekannt. Die Bodenfunde aus Kiew und seiner näheren Umgebung ergänzen und beleben das historische Bild.

Im folgenden sind daher die geschichtlichen Vorgänge nur soweit sie mit den Bodenfunden in Verbindung gebracht werden können erwähnt.

Die ersten wikingischen Herren von Kiew sind, nach der Chronik von Nestor (1113), zwei Krieger aus der Gefolgschaft Ruriks und zwar Askold und Dir.

Im Jahre 882 begann der Warägerfürst Oleg seinen Feldzug aus Nowgorod, über Smolensk und Lübetsch nach dem Süden. Er kam mit Igor, dem Sohn von Rurik, nach Kiew. Askold und Dir wurden getötet. Oleg nahm die Stadt in Besitz.

Askold wurde auf dem „Ungarnberge" im Süden von Kiew begraben. Bis heute wird der Berg „Askoldsgrab" genannt. Dirs Grabhügel war neben der Stelle, wo später die Sophienkirche erbaut wurde, aufgeschüttet.

Oleg hat Kiew befestigt und hier die Hauptstadt der Rurikiden eingerichtet. Seine Burg wurde auf dem Kiewberg gebaut, wo sie von der archäologischen Forschung nachgewiesen ist. Er beherrschte mehrere Slawenstämme der Umgebung und strebte um 907 nach Konstantinopel, das er auch erobern konnte.

Die Legende behauptet, daß dieser Warägerheld an dem Stiche einer Schlange, die aus dem Schädel seines Kriegsrosses kroch, starb. Sein Grabhügel wurde im nordöstlichen Kiew auf dem Berge Schekawiza errichtet.

Die vorgeschichtlichen Forschungen, die schon ungefähr 100 Jahre in dem Gebiet von Kiew durchgeführt werden, haben die Grundrißentwicklung der Stadt allmählich geklärt. Mehr als 150 Bestattungen vom 9.—10. Jahrhundert wurden auf dem Kiewberg (Ostende der Großen Wladimirstraße vom Goldenen Tor bis zur Andreaskirche) entdeckt. Meistens sind dieses ärmliche Bestattungen von Kiewer Handwerkern, die in einem mit eisernen Nägeln beschlagenen Holzsarg unter einem kleinen Grabhügel begraben wurden. In den Gräbern fanden sich Geräte, Halsschmuck, Perlen und Kufische Münzen des 9.—10. Jahrhunderts. Daneben aber wurden einige Bestattungen mit sehr reichen Waffen und Schmuck ausgegraben (wie Abb. 2—4). Sie gehörten wikingischen Kriegern, die mit Roß und Waffen in einer Holzkammer begraben waren. So wurde im Jahre 1901, bei Erdarbeiten neben dem Goldenen Tor, zufällig eine Warägerbestattung entdeckt. Leider hatten die Arbeiter das Grab

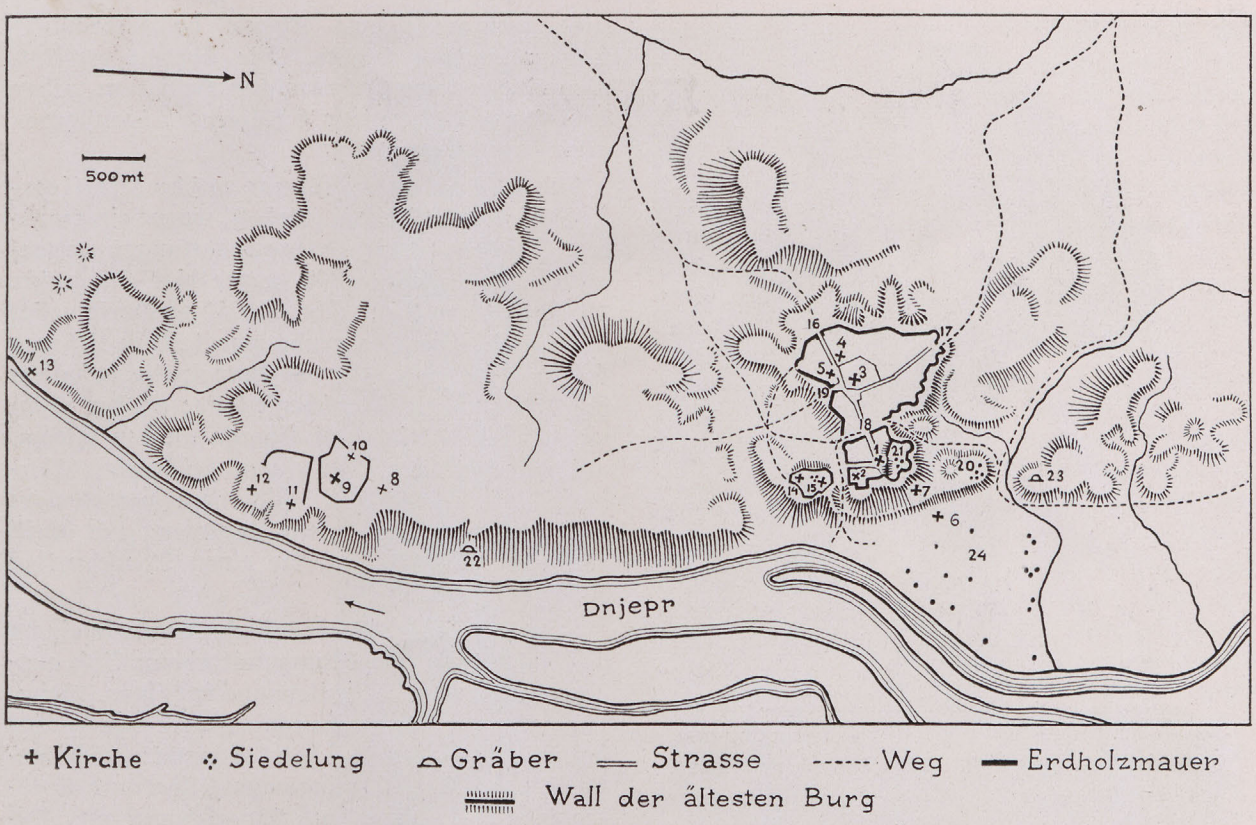


ABB. 1. KIEW ZUR WIKINGERZEIT — *Lageskizze der Burgen und Siedlungen*

gänzlich zerstört und nur einige Funde aufgehoben. Es wurden geborgen: 32 verzierte und auf Leder aufgesetzte Silberplatten verschiedener Größe und Form (viereckig, blattförmig), ein Schwert, dessen typischer Griff mit einer feingravierten Silberplatte (Lilien, Flechtenornament) geschmückt war, eine Axt, 4 gläserne Dammsteine, ein Dominospiel aus Knochen, 2 Bronzeglöckchen und 7 Kufische Münzen des 10. Jahrhunderts.

Neben der Sophienkirche wurde ein großer Grabhügel mit Leichenbrand bei Erdarbeiten zerstört. Nur ein Bronzegefäß ist von dem Inhalt dieses Grabhügels erhalten.

An der Kreuzung der Großen Wladimir- und Großen Shitomirstraße wurde als Einzelfund eine Schalenfibel typischer Wikingerform gefunden (Abb. 6 b).

Am interessantesten aber waren die Ausgrabungen der Bestattungen unter den Fundamenten der Deßjatinnenkirche, die im Jahre 989 vom Großfürsten Wladimir gegründet war. Alle Gräber unter den Kirchenfundamenten müssen vor der Kirchengründung, also vor 989 angelegt sein. Hier, in der Nähe der Fürstenburg, waren die Kriegerbestattungen besonders prächtig und reich. Einige von ihnen waren in großen Holzkammern mit Holzdecke aus starken Bohlen beigesetzt. Ihnen wurden Roß und Waffen mitgegeben. Eines von diesen Holzkammergräbern wurde im Jahre 1939 untersucht (Abb. 5). Die Kammer war mindestens 1,50 m hoch, ungefähr 2,80 m lang und 2,60 m breit; der Fußboden war mit Holz bedeckt, das Dach aus zwei Bohlenreihen verfertigt. An der Südwand lag der untere Teil des Skeletts, der teilweise während der späteren Bauarbeiten zerstört und beraubt wurde: Helm und Schwert, die wir aus anderen Gräbern kennen, fehlten. An der linken Seite des Bestatteten lagen eine Axt und eine Lanzenspitze.

In der Nordostecke lagen einige grobe Tonscherben von einem Drehscheibengefäß, das mit einem Linienornament geschmückt war, eiserne Köcherteile mit 15 rhombischen Pfeilspitzen, Pferdetrense und ein Paar Steigbügel, 4 Eisenschnallen vom Pferdegeschirr, 7 herzförmige, ornamentierte Bronzeplatten und eine verzierte Silberspange. In dem Westteile der Kammer war das Roß begraben. Neben der Nordwand waren eiserne Reifen und ein Griff von einem Holzeimer erhalten.

Diese Kriegerbestattungen des 9. und des 10. Jahrhunderts sind von den gleichzeitigen Slawengräbern so verschieden, daß man hierin nicht nur einen sozialen Unterschied, sondern vor allem einen völkischen Unterschied erkennen kann. Die germanischen Wikinger waren noch nicht in der einheimischen Bevölkerung aufgegangen und die wikingische Organisation von Führer und Gefolgschaft war noch vorhanden, obgleich im Heere die



ABB. 2. WIKINGERSCHWERT. Beim Bau des „Dnjeproges", bei Dnjepropetrowsk gefunden

Slawen schon in großen Mengen standen und sogar einige Slawennamen in den Gefolgschaften von der Chronik gemeldet sind. Später aber lösten sich diese Gefolgschaften in der Fremde von dem blutsgebundenen Sippenverband.

An der Nordostspitze des Kiewberges wurde die älteste Fürstenburg mit einem Erdwall und mit einem vorgelegten Graben angeschnitten. Nach dem Ausgrabungsbefund muß dieser Graben beim Bau der Deßjatinnakirche (989) zugefüllt sein. Da das Burginnere zudem Scherben des 10. Jahrhunderts ergeben hat, dürfen wir in dieser Burg die erste wikingische Herrenburg, also die Burg Igors und Olgas erkennen. Die Burg ist noch verhältnismäßig klein und umfaßt nur den vorderen Teil der Bergkuppe. Das Burginnere ist ungefähr oval und mißt etwa 80×160 m. Über die Konstruktion der hinter dem Halsgraben gelegenen Erdholzmauer liegen noch keine Beobachtungen vor.

Im Innern der Burg wurde bisher nur ein Altar ausgegraben. Dieser hatte die Form eines unregelmäßigen Vierecks mit vier Spitzen, die nach den vier Himmelsrichtungen orientiert war. Daneben stand eine Säule aus Ton und Aschenschichten, hier wurden wahrscheinlich die Opfertiere verbrannt; eine Menge halbverbrannter Tierknochen lag umher. Die Chronik erwähnt noch ein weiteres germanisches Heiligtum neben dem Fürstenschlosse, wo 6 hölzerne Götzenfiguren gestanden haben sollen.

Neben dem Schekawizaberge, auf der Kirillowstraße in der Unterstadt (Podol), wurde ein zweiter Friedhof mit Kriegerbestattungen ausgegraben. Im Jahre 1899 wurde hier ein großer Grabhügel von 2 m Höhe und 40 m Durchmesser untersucht. Die Grabgrube war 1,50 m tief und 4,5×3,15 m groß. An der Nordostseite befanden sich drei zerstörte Menschenskelette; an der Südwestseite ein Skelett mit Sporen an den Füßen, mit Knochenköcher, mit einem geschnitzten Tierkopf, mit Eisenschnalle, silbernem vergoldetem Becherbeschlag, mit einem Feuerzeug mit Griff von zwei Vogelfiguren, die einen Menschenkopf anbeißen (Abb. 7).

Daneben, bei der Jordanskirche, wurde in einem Grabhügel eine Bestattung mit einem Roß ausgegraben. Der Bestattete hatte einen Helm, Schwert und Panzerhemd. Zwei andere Bestattungen hatten reichen Schmuck: Schalenfibeln (Abb. 6a), Ohrringe aus Silber und Golddraht mit Kristallperlen, Hängeschmuck aus Ku-



ABB. 3. WIKINGSCHWERTER. Beim Bau der „Dnjeproges", bei Dnjepropetrowsk gefunden

fischen Münzen 8. bis 9. Jahrhundert, kleine silberne Kreuze usw.

Dieser zweite Friedhof und einige andere, z. B. neben dem Chorewizaberge und neben dem Batyberge im Westteile der jetzigen Stadt usw., gehörten zu mehreren slawischen Siedlungen und Waräger Niederlassungen, die im 9.—10. Jahrhundert mit der Burg vom Kiewberge noch nicht eng verbunden waren.

Erst am Ende des 10. Jahrhunderts wurde die Fürstenburg neuerbaut, befestigt und bekam die Bedeutung der Hauptburg von Kiew. Diese großen Bauarbeiten wurden durch den Fürsten Wladimir (980 bis 1015) ausgeführt.

Großfürst Wladimir hatte im Jahre 988 das griechische Christentum angenommen und, der Chronik nach, die Bevölkerung von Kiew im Onjepr, an der Potschajnamündung getauft. Auch hatte er die Prinzessin Anna, die Schwester der byzantinischen Kaiser Basilius und Konstantin geheiratet.



ABB. 4. WIKINGERSCHWERT aus dem Gen.-Bez. Kiew

Seit der Zeit Wladimirs wurde der Einfluß von Byzanz in Rußland, besonders durch die Kirchenorganisation, immer weiter verbreitet. Die nordisch-germanischen, slawischen und byzantinischen Kultur- und Kunstformen wurden zusammengeschmolzen und erhielten so ihre eigene Prägung.

Die Chronik beschreibt uns den Kampf zwischen der einheimischen und christlichen Religion. Nach seiner Taufe begann Wladimir, der Chronik nach, die Idole zu verbrennen und die alten Heiligtümer zu zerstören. Der Hauptgott Perun wurde an den Schwanz eines Rosses angebunden, zum Onjepr hingebracht und in den Fluß geworfen.

Im Jahre 988 wurde der Grundstein zur Deßjatinnakirche gelegt und der Bau 989 beendet. Sie wurde auf dem Gelände des früheren Friedhofes, dicht vor der alten Burg errichtet. Die Erdwälle der Burg wurden abgetragen, der Graben zugeschüttet und eine neue, viel größere Burg mit Holz-Erdemauer und einem steinernen Tor (bei der Kreuzung der Großen Wladimir- und Großen Shitomirstraße) erbaut.

Nur Ruinen und einige Fundamente der Gebäude von der Wladimirsburg sind uns erhalten. Am größten und prächtigsten war die „Gottesmutter"-Deßjatinnakirche, die so genannt wurde, weil Wladimir den zehnten Teil aller Steuern und seines Vermögens der Kirche geopfert hatte. Die Kirche war von byzantinischen Architekten gebaut. Es war ein großes, viereckiges Gebäude mit drei Apsiden und einer Kuppel im Zentrum. Später wurde die Kirche von drei Seiten mit einer Galerie, ähnlich wie bei der Sophienkirche, umgeben. Sie wurde aus großen Steinblöcken und Ziegeln gemauert. Die Ziegel hatten die Form einer flachen dünnen Platte. Einige von den Ziegeln tragen das Sippenzeichen der Rurikiden (Abb. 8). Die Innenmauern waren mit schönen Mosaiken, Fresken und Marmorplatten geschmückt. Die Kirche wurde auch als Fürstentotengruft benutzt: im Jahre 1011 wurde hier Anna, die Gemahlin Wladimirs, und im Jahre 1015 — Wladimir selbst, und später seine Brüder und andere Fürsten begraben. Die Kirche wurde am 6. Dezember 1240 während des Tatareneinfalls zerstört.

Vor der Kirche wurden Marmorstatuen und eine Bronzequadriga (Vierpferdegespann), die aus der Griechenstadt Chersones in der Krim stammte, aufgestellt.

Neben der Kirche sind die Reste von zwei profanen Gebäuden erhalten. Eines von ihnen befindet sich hinter den Apsiden im Osten der Kirche. Es war ein langes und schmales Gebäude, mit drei Innenräumen, aus großen Steinblöcken gemauert. Einige Forscher meinen, daß es der Fürstenpalast oder ein Prunkraum zum Empfang der vornehm-

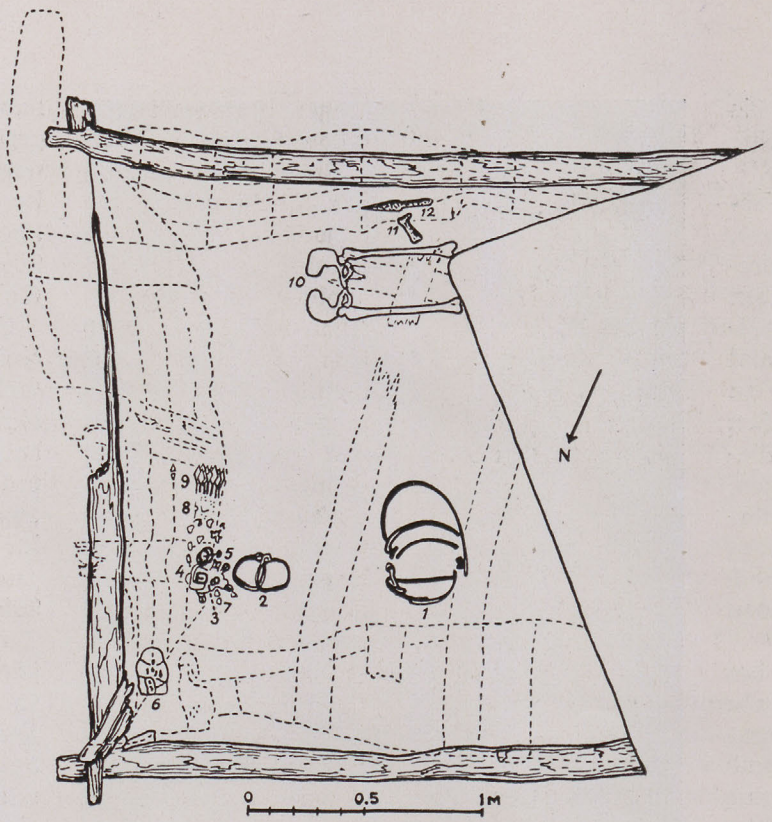


ABB. 5. HOLZKAMMERGRAB des 10. Jhdts. unter den Fundamenten der Deßjatinnen-Kirche, die im Jahre 989 gegründet wurde.
1. Eisenreifen von einem Eimer; 2. Steigbügel; 3. Schnallen; 4, 7. Riemenbeschlag; 5. Gebiß; 6. Tonscheiben; 8. Metallschnallen; 9. Pfeile; 10. Menschenknochen; 11. Axt; 12. Speerspitze

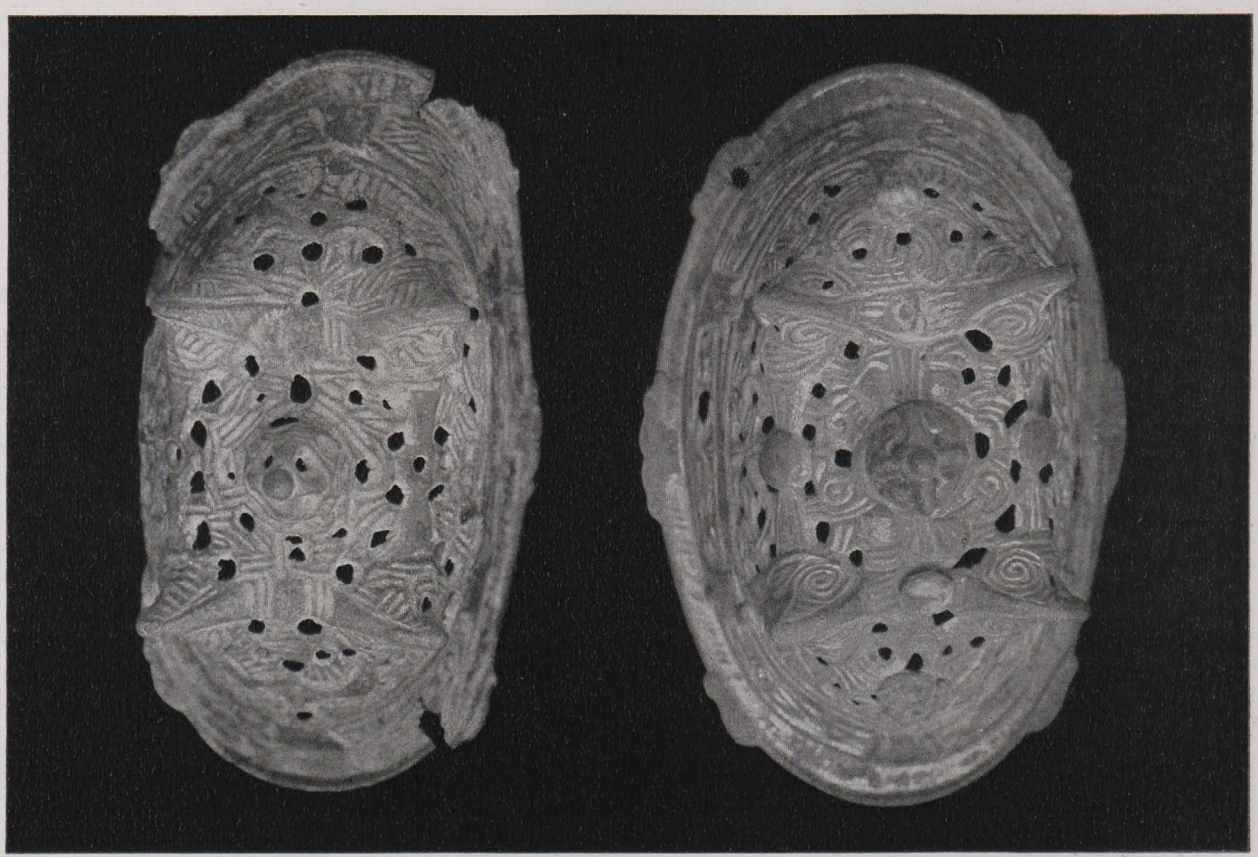


ABB. 6. WIKINGISCHE SCHALENFIBELN *aus Gräbern im Stadtgebiet von Kiew*



ABB. 7. GRIFF EINES FEUERZEUGS Kiew, Podol

sten Gäste, oder auch für die Personalwache des Fürsten war. Die übrigen Wohngebäude waren damals noch aus Holz gebaut, so daß kaum noch Spuren von ihnen erhalten sind. Von dem zweiten Gebäude ist nur das Fundament einer Mauer, die südlich der Kirche liegt, erhalten geblieben. Neben den Palastbauten wurden große Werkstätten, die für den Fürstenhof lieferten, entdeckt. Hier war eine Keramikwerkstatt für glasierte Tonplatten. Emaillestücke, Schmelztiegel mit einem oder zwei Löchern für zweifarbige Platten wurden gleichfalls gefunden. Die zweite Werkstatt war für Goldschmiedearbeiten eingerichtet (Abb. 9—12), zu ihr gehörte eine Menge von Stein- oder Tongußformen für Schmuck, Fingerringe und Armringe (Abb. 13); die vierte war für Knochengeweih und Hornbearbeitung eingerichtet, Knochenknöpfe, Kämme, Spitzen und Schmuckplatten waren hier vorhanden; die fünfte Werkstatt bearbeitete die Baumaterialien und Steinreliefs.

Unter dem Berge waren Töpfereien und Lederbearbeitungswerkstätten erbaut. Noch jetzt haben die Straßen von Podol unter dem Kiewberge die alten Namen von Töpferstraße und Gerberstraße behalten. In der Fürstenburg und in der Handelsstadt zu ihren Füßen war also eine ganze Handwerkerstadt, die auch in den späteren Jahrhunderten ihre Arbeit weiterführte.

So hatte der Großfürst Wladimir seiner Hauptstadt Kiew ein neues Gesicht gegeben. Die alten slawischen Siedlungen, die Warägerniederlassungen, die kleine Burg der ersten Rurikiden — alles war in der neuen mächtigen Burg zusammengefaßt.

Vier Kilometer südlich der Hauptburg hatte sich Wladimir außerdem das Schloß von Berestowo (Ulmenwald), gebaut. Hier war bereits früher eine Warägerniederlassung und eine Slawensiedlung. Noch jetzt wird ein Teil der Katakomben des Lawraklosters Warägerhöhlen genannt. In einer Lebensbeschreibung der Mönche vom Anfange des 13. Jahrhunderts wird in diesen Katakomben ein großer Warägerschatz erwähnt. In seinem Berestowoschlosse ist Wladimir gestorben.

Zwanzig Kilometer nördlich von Kiew wurde von Wladimir das Schloß von Wischgorod („Hochburg"), das schon von Olga (945—957) gegründet war, erneuert und befestigt. Ein drittes Schloß, das von Belgorod (Weißenburg), hatte Wladimir 20 km westlich von Kiew gegründet. Das Schloß von Wassilkow wurde 35 km südlich auf der gefährlichsten Seite der Steppennomaden aufgeführt. Zwischen den Schlössern war ein ganzes System von Erdwällen, Wachtürmen und anderen Befestigungen errichtet. So wurden alle Wege zur Hauptstadt gesichert und beschützt. Außer ihrer strategischen Bedeutung waren die Schlösser auch als Fürstengüter mit großer Landwirtschaft eingerichtet. Dort wurden auch Sklavinnen zur Arbeit angestellt: die Chronik erzählt, daß in diesen Schlössern 800 Sklavinnen unterhalten wurden.

Nach dem Tode Wladimirs wurde zum erstenmal das große Reich der Rurikiden zwischen seinen Söhnen verteilt. So hatte Jaroslaw vor seinem Regierungsantritt einen harten Kampf mit seinem Bruder Swjatopolk, der die Regierung übernehmen wollte, zu bestehen. Swjatopolk hatte sich zu seiner Hilfe die Polen gerufen, und im Jahre 1018 wurde Kiew von dem Polenfürsten Boleslaw erobert. Die Bewohner aber empörten sich gegen den Polenfürsten und Boleslaw mit Swjatopolk



ABB. 8. SIPPENZEICHEN DER RURIKIDEN auf einem Ziegel. Kiew, Deßjatinnenkirche



ABB. 9. Teile des SILBERBESCHLAGS eines Bechers des 9.—11. Jhdts. Perejaslaw, Generalbezirk Kiew

mußten aus Kiew fliehen. Jaroslaw wurde als Kiewer Großfürst anerkannt. Nach einer langen Kriegsperiode, während der Jaroslaw mit seinen Brüdern, die bestimmte Teile des Reiches beherrschten, mit Polen und mit dem Nomadenstamm der Petschenegen (Abb. 13) kämpfte, wurde das ganze Reich wieder unter dem Kiewer Großfürsten vereinigt. Während der Regierung von Jaroslaw erreichten der Staat und Kiew als seine Hauptstadt ihre höchste Blüte. Jetzt war der Fürstenhof nicht nur mit Byzanz, sondern mit ganz Europa verbunden. Jaroslaw hatte die norwegische Prinzessin Ingigerd geheiratet, seine Tochter Anna wurde die Gemahlin des französischen Königs Heinrich I.; die zweite Tochter Elisabeth heiratete den norwegischen König Harald und die dritte Tochter Anastasia wurde Königin von Ungarn durch die Ehe mit dem Ungarnkönig Andreas; sein Sohn Wsewold heiratete die byzantinische Prinzessin Anna Monomach; sein Enkel Wladimir Monomach heiratete die englische Prinzessin Gida usw.

Zu dem Jahre 1037 meldet die Chronik das Beginnen der großen Bauten von Jaroslaw in Kiew: „Im Jahre 1037 hat Jaroslaw die große Burg von Kiew gegründet, die Burg besitzt das Goldene Tor; auch wurden die Metropolitenkathedrale der Hlg. Sophia und die Mariä-Verkündigungs-Kirche hinter dem Goldenen Tor gebaut, dann die Klöster vom heiligen Georg und von der heiligen Irina gegründet."

Die dritte Kiewer Burg, die große Jaroslawsburg war noch viel größer als die Burg von Wladimir; sie war auch mit Holz-Erdemauern, Graben, Bohlenwänden und Türmen befestigt; die Eingänge waren von einigen Toren beschützt: von Westen war das Goldene Tor — ein viereckiger Turm mit einer Torkirche mit vergoldeter Kuppel gebaut (Abb. 15); der Erdwall wurde vom Goldenen Tor bis zum jetzigen Heumarkt aufgeschüttet. Bis jetzt heißt die Straße, die an der Stelle des Walls liegt, Podwalna (unter dem Wall); von Norden, dort wo jetzt die große Shitomirstraße beim Heumarkt endigt, war das Lemberg- oder Judentor eingerichtet, das deshalb so genannt wurde, weil hier, außerhalb der Burg, ein Judengetto sich befand; im Süden auf dem Sophienplatz war das Polentor; im Osten wurde das

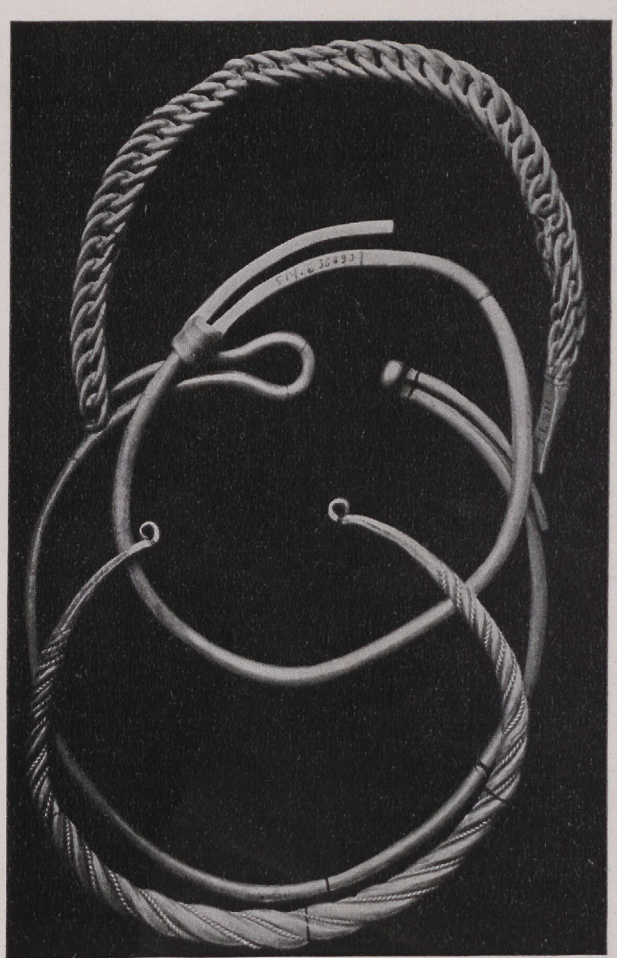
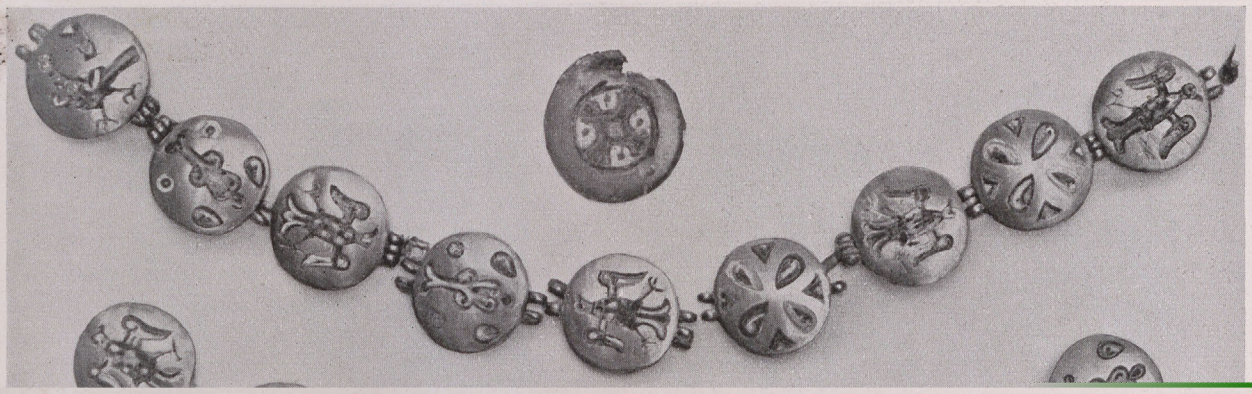


ABB. 10. WIKINGISCHE HALSRINGE aus Kiew und seiner Umgebung



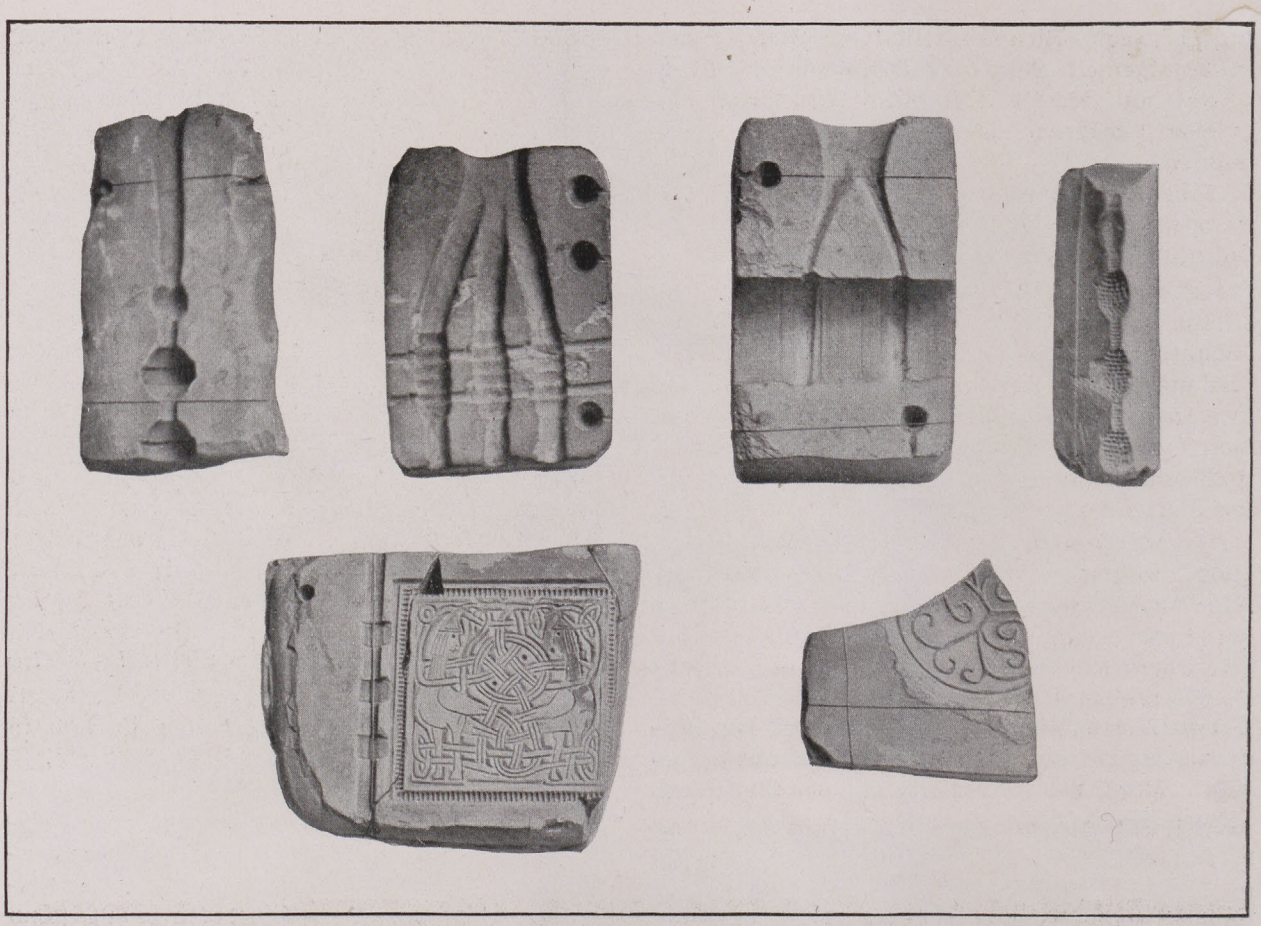


ABB. 13. GUSSFORMEN FÜR SCHMUCK des 9.—12. Jhdts. aus der Werkstatt neben der Deßjatinnenkirche, Kiew



ABB. 14. PANZERHEMD aus dem Grabe eines Nomadenreiters von Kowali bei Kanew, Generalbezirk Kiew

Buchstaben von Anna, Königin von Frankreich, ist uns erhalten.

Die Sophienkirche hatte auch, wie die Deßjatinnakirche, den Plan eines verlängerten Vierecks mit 5 Apsiden und besaß 5 Kuppeln, die mit Blei bedeckt waren; sie war von drei Seiten mit einer doppelten Galerie umgeben; die innere Galerie hatte zwei Stockwerke, die äußere ein Stockwerk. Diese Galerien waren, nach den byzantinischen Sitten, für die Beisetzung der Fürstenfamilie des Kirchengründers bestimmt. Hier befindet sich bis heute der prächtige Marmorsarkophag von Jaroslaw (Abb. 16), mit Flachreliefs in frühbyzantinischer Art verziert. An der Westseite der Kirche waren zwei Türme für die Treppen zu den Chören aufgebaut. In der Kirche sind herrliche Mosaikbilder und Fresken erhalten. In der Hauptkuppel ist Christus-Pantokrator (Allerhalter) mit vier Engeln; in der Hauptapsis Gottesmutter-Oranta (Anbetende), das heilige Abendmahl, die Kirchenväter usw. auf goldenem Grunde in schönster Mosaikarbeit ausgeführt. Besonderes Interesse verdient die Freskenmalerei in den beiden Türmen: hier wurden in großer Menge weltliche Szenen aus dem Leben des Fürsten und seiner Gefolgschaft, auch aus den Hofsitten in Konstanti-

nopel, Jagd, Zirkusvorstellungen, Feste, Spiele usw. aufgemalt. Auch die Außenmauern der Kirche waren mit Fresken oder durch Ziegelornamente verziert, während die Bleikuppeln wie Silber blitzten.

Nach dem Tatareneinfall, als Kiew in Verfall kam, wurde die Sophienkathedrale allmählich zerstört und erst im 17.—18. Jahrhundert wiederhergestellt und erweitert.

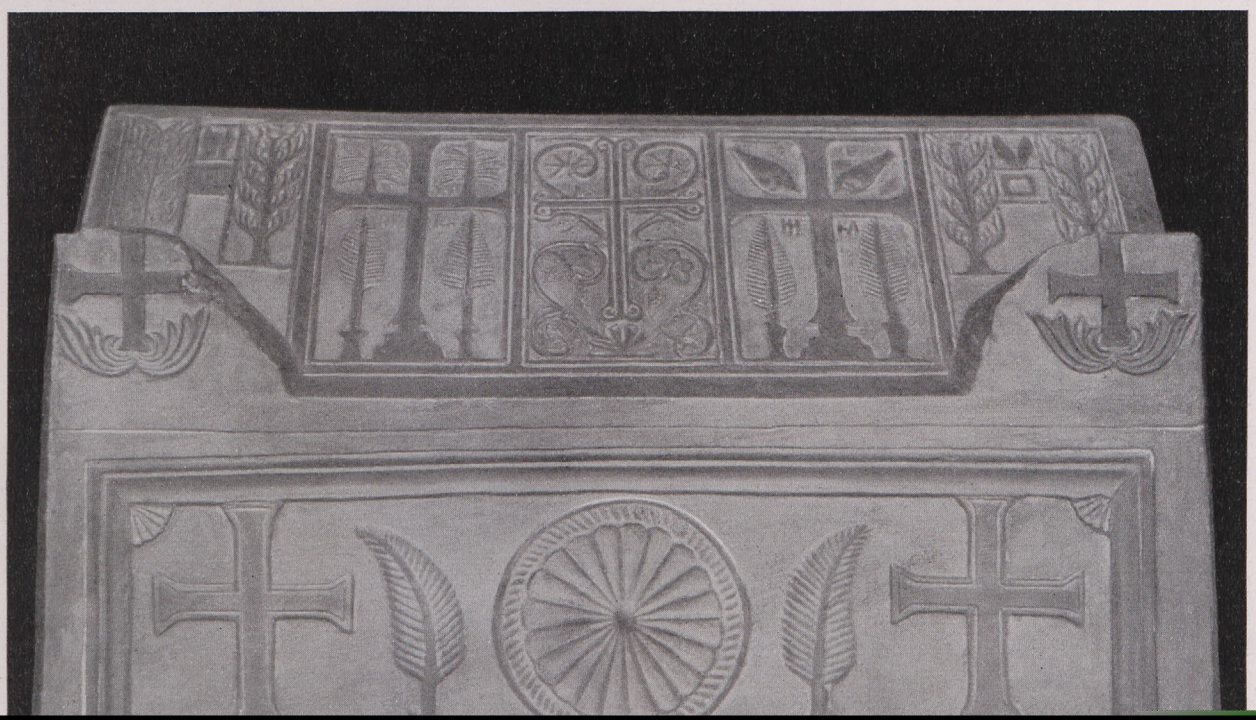
Die Kathedrale befand sich im Mittelpunkt der Hauptstadt Jaroslaws. In der Nähe waren die Paläste des Großfürsten, seiner Gefolgschaft und des Kiewer Adels gebaut. Leider sind uns außer den Ruinen vom Goldenen Tor und der Sophienkathedrale keine anderen Gebäude der Jaroslawburg erhalten.

In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, nach Jaroslaws Tod, beginnt die Periode des Zerfalls des Reiches der Rurikiden. Jeder Fürstennachfolger bekommt seinen besonderen Bezirk und strebt danach, ein selbständiges Fürstentum zu gründen. Allmählich wird so das mächtige Gardarik geteilt und in mehrere Fürstentümer zerrissen.

Im 11. und Anfang des 12. Jahrhunderts werden zwar in Kiew noch mehrere Kirchen, Klöster und Paläste gebaut, aber die Gebäude sind kleiner



ABB. 15. GOLDENES TOR der Burg Jaroslaws (1037 gegründet), Kiew



wohin sein Sohn Andreas (1157—1174) die Hauptstadt und die Großfürstenresidenz aus Kiew überführte, begraben. Von der Kirche Spas-na-Berestowo ist der Westteil mit einem runden Turm für die Treppe zu dem Chor, mit dem Baptisterium (Taufkapelle) und die Fürstentotengruft bis heute erhalten. Wichtig sind die Außenmauern der Kirche, die mit Ziegelreihen, Kreuzen und Mäandern, und mit anderen Ornamenten ausgelegt sind und ihr altes Aussehen erhalten haben.

In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts beginnt die Bebauung des sog. Michaelsstadtteils des alten Kiew. Bei der Südseite von Wladimirs Burg, neben dem Boritschew Wswos (Waldabschluß) wurde durch den Großfürsten Jsjaslaw, Sohn von Jaroslaw, das Kloster vom heiligen Dimitri (christlicher Name von Jsjaslaw) im Jahre 1062 gebaut. Hier gründete auch im Jahre 1108 sein Sohn, der Großfürst Swjatopolk-Michael die Michaelskirche. Sie hatte den in dieser Zeit gebräuchlichen Plan eines verlängerten Vierecks mit drei Apsiden und besitzt eine vergoldete Kuppel; deshalb wurde die Kirche Goldkuppelkirche genannt. Sehr schön waren die Mosaikbilder der Kirche — das heilige Abendmahl, die Heiligen Dimitri und Stephan. Diese Mosaiken sind in anderem Stil als die Mosaiken der Sophienkirche ausgeführt: die Figuren der Apostel sind voll Bewegung, schlank, in verlängerten Proportionen ausgeführt. Die Inschriften sind teilweise in slawischer Sprache gehalten. Möglicherweise wurden diese künstlerischen Arbeiten durch einheimische oder südslawische (bulgarische) Künstlerlehrlinge der Byzantiner verfertigt. Auch Freskenbilder und Steinreliefs, darunter Schlachtenszenen, auf denen die Reiterausrüstung zu sehen ist, verzierten die Kirche.

Die Michaelskirche wurde im Jahre 1939 durch die Bolschewisten gesprengt. Die Mosaiken wurden abgenommen und in der Sophienkirche aufbewahrt.

Die Ausgrabungsarbeiten im Jahre 1938 bei der Michaelskirche haben 8 Erdhütten eröffnet. Eine dazwischen (N 8) hat das ganze Vermögen des Handwerkers des 12.—13. Jahrhunderts verwahrt. Sie war 3,20×3,35 m groß, im Löß eingegraben, die Wände waren 0,25—0,80 m hoch erhalten, von Lehm bedeckt und hart gebrannt, die Oberteile der Wände waren aus mit Lehm verstrichenem Flechtwerk gebaut; an der Ostseite, 1,35 m von der Südostecke entfernt, war der Eingang; der Fußboden war mit Lehm bedeckt, fest gestampft und gebrannt; in der Nordostecke war ein kuppelförmiger Ofen 1,50×1,17 m groß und ungefähr 0,40 m hoch aus Lehm, auf einem Boden aus Tonscherben gebaut; westlich des Ofens waren Spuren von vier Tischbeinen erhalten.

Die Hütte war durch Feuerschaden vernichtet: alle Holzgegenstände waren verbrannt; vor dem Eingang war ein zugesperrtes Schloß mit einer Türklammer, in der Hütte ein verbranntes Katzenskelett. Alle Werkzeuge — Axt, Hobel, Jäthacke, Bohrer usw. waren vorhanden. 14 kleine Tongefäße mit Farbenresten zeugen davon, daß der Einwohner Maler gewesen sein mochte. Daneben wurden hier noch verschiedene andere Arbeiten ausgeführt: eine Menge halbbearbeiteter Bernsteinstücke für Hängeschmuck, verschiedene Schnallen und Spangen, eine Kirchenlampe aus Kupfer mit groben Heiligenfiguren geschmückt, Kreuzenkolpien, auch ein schönes silbernes Schmuckzeug für Pferdegeschirr mit einem Paar Greifen verziert, zeugen, daß der Handwerker in verschiedenen Arbeiten geschickt war. Das ganze Hausgerät — Töpfe, Krüge, Leuchter, sogar halbverbrannte Reste von einer Holzschüssel und einem Holzlöffel — war erhalten. In manchen Gefäßen waren Reste von Getreide, Grütze, Mehl und Brot zu erkennen.



ABB. 18. HELM des 13. Jhdts. aus einem Versteck unter der Deßjatinnenkirche in Kiew

Als eins von den letzten großen Gebäuden der Rurikiden in Kiew ist die Kirillskirche zu erwähnen. Sie wurde im Jahre 1140 durch den Fürst Wsewolod II. von Tschernigow, der Kiew beherrscht hatte, auf dem Nordwege zur Hauptstadt gebaut. Die Kirche steht auf einem hohen Hügel und konnte auch, wie die anderen Kirchen im Kloster, als Wachpunkt oder Befestigung benutzt werden. Die Kirche ist fast ohne Umbauten erhalten. In der Südapsis sind Freskenbilder vom 12. Jahrhundert, die die Lebensgeschichte vom heiligen Kirill illustrieren und in der Art der Miniaturen ausgefüllt sind, vorhanden (Abb. 17). In der Nordapsis sind besonders die Abbildungen der makedonischen Heiligen gemalt. Möglich, daß die künstlerischen Arbeiten in der Kirillskirche durch

Maler vom Balkan ausgeführt wurden. In der Kirche wurde, wie gewöhnlich, die Familie des Kirchengründers begraben.

So wurden im 11.—12. Jahrhundert noch einige Teile des späteren Kiewer Territoriums Petscherſk mit dem Lawra- und Bereſtowokloſter, Swerinez mit dem Widubezkykloſter, Podol mit der Kirillskirche bebaut. Zwiſchen dieſen Klöſtern in der Umgegend der Kiewer Burg, dort wo ſpäter die Hauptſtraßen vom Kiew des 14. Jahrhunderts aufgebaut wurden, war im 10.—13. Jahrhundert ein dichter, großer Wald, wo die Fürſten und Einwohner Jagd trieben.

Seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, nachdem die Verteilung des Reiches zwiſchen den Fürſten ſchon vollendet und die Großfürſtenreſidenz in Wladimir-Susdal durch den Fürſt Andreas eingerichtet war, verliert Kiew gänzlich ſeine Bedeutung als Hauptſtadt.

Vielmals wurde die Stadt durch den Nomadenſtamm der Polowzen beraubt, verbrannt und zerſtört. Auch ihre Bedeutung als großer Handelspunkt ging verloren. Die Polowzen, die früher mit dem mächtigen Gardarike nicht zu kämpfen wagten, wurden jetzt frech und drohten den einzelnen Fürſten, die ſelbſtändig die Nomaden nicht beſiegen konnten; auch wurde der Onjeprwaſſerweg für die Kaufleute ſehr gefährlich und unſicher. Dabei öffneten die Kreuzzüge neue Wege aus Europa nach Byzanz und weiter nach Oſten, ſo daß der große Waſſerweg aus Warägerland nach Griechenland über Kiew allmählich in Verfall geriet. Kiew beſtand jetzt nur noch als Herrenburg für den Kiewer Bezirk, ähnlich wie die anderen Herrenburgen, die ſich jeder Fürſt in ſeinem Fürſtentum erbaut hatte.

Der letzte Stoß zum gänzlichen Verfall war der Tatareneinfall des Jahres 1240. Die Tataren kamen nach Kiew in ſolcher Menge, daß, der Chronik nach, die Bewohner nicht die Menſchenſtimme hören konnten wegen dem Wagenknarren, Kamelgeheul und Pferdewiehern. Die Stadt wurde umzingelt und zuerſt wurde die Jaroſlawsburg erobert. Dann hatten ſich die Ruſſen in die Wladimirsburg zurückgezogen, zum Schluß mußten ſie ſich in die Deßjatinnakirche retten. Die vornehmſten Leute mit ihren Vermögen wollten ſich auf den Chören der Kirche verſtecken. Die Kirche aber ſtürzte ein und verbrannte. Das geſchah am 6. Dezember des Jahres 1240.

Bei den Ausgrabungen der Deßjatinnakirche 1939 wurde zufällig einer dieſer tragiſchen Augenblicke der Stadtvernichtung entdeckt. Unter den Fundamenten der Kirche wurde ein Hohlraum mit verbrannten Baumaterialien und vier Menſchenſkelette gefunden; in den Boden dieſer Höhle waren noch zwei Schaufeln in die Erde hineingeſteckt: die Leute hofften ſich einen Ausgang zu graben, um ſich zu retten; ſie wurden bei dem Kircheneinſturz verſchüttet. Sie hatten Waffen, Werkzeuge und Schmuckſachen mitgenommen: Helm (Abb. 18), Schwert, Gußformen für Goldſchmiedearbeiten, Gewebe und Goldbrokatſtücke, Goldplatten und Perlen, ſilberne Medaillons mit Gottesbildern, Kreuzenkolpia, ſilbernen Halsſchmuck uſw. waren hier gefunden. Dieſe Funde haben große Bedeutung für die Wiſſenſchaft, da alle Materialien genau datiert werden können.

Während der Tatarenherrſchaft und ſpäter, als ſeit dem 14. Jahrhundert Litauen die ganze Ukraine beherrſchte, beſtand Kiew nur noch als eine gewöhnliche Provinzialherrenburg. Niemals ſpäter hat Kiew ſeine Pracht und Bedeutung der Zeit der Wikingerherrſchaft als Hauptſtadt des mächtigſten Reiches Oſteuropas wieder erreicht.

Wilhelm Kotzde-Kottenrodt

Der heilige Berg des Elſaß

In drei Stöcken aus Urgeſtein erhebt ſich das Gebirge — der Odilienberg iſt ein ſolches innerhalb des großen Wasgenwaldes — um fünfhundert Meter ſchroff aus der Rheinebene. Es ſind von Norden nach Süden der Elsberg — früher auch Homburger Berg genannt —, der eigentliche Odilienberg und der Männelſtein. Der mittlere dieſer drei Felſenſtöcke ſpringt aus Schluchten und tiefen Gründen kühn vor und trug einſt die Herzogsburg der linksrheiniſchen Alamannen, zum Unterſchied von jener im nahen Oberehnheim in der Ebene die Hohenburg genannt.

Der ſehr ausgedehnte Odilienberg war einſt von Burgen umgeben, die man auf Bergnaſen und flankierenden Höhen erbaut hatte und die heute in Trümmern liegen oder als ſtattliche Ruinen den Wanderer locken: Ottrotter Schlöſſer, Hagelſchloß, Dreiſteinſchlöſſer, Birkenfels, Kagenfels, Landsberg, Spesburg, Andlau. Ich glaube, daß ſie aus vorgeſchobenen, teilweiſe frühgeſchichtlichen Wachtpoſten entſtanden ſind. Auf einer nördlichen Bergnaſe, dem Köpfel, findet man heut noch ein ziemlich gut erhaltenes frühgeſchichtliches Mauerwerk, im Volksmund „Heidenſchanz“ genannt.

Die gesamte Landschaft hatte vor Jahrhunderten und Jahrtausenden ein ganz anderes Aussehen als heute. Vor allem besaß sie einen bedeutenden Reichtum an Wasser. Der nahe Rhein war noch nicht abgesenkt und entzog seiner Ebene das Wasser nicht. Aus den Schluchten um den Odilienberg kommt die Ehn, die über die Ill in den Rhein fließt. Heute bleibt ein Knüppel, den man hineinwirft, in der nächsten Windung hängen. Im Mittelalter, als in der Ebene die Städte aufwuchsen — Basel und Straßburg sind die frühesten elsässischen Städte —, flößte man Baumstämme auf der Ehn. Gebirge und Ebene hatten nicht über Trockenheit zu klagen. Überall quollen und sprudelten Brunnen und Quellen. Ich stelle mir die grüne Decke, welche das Land vor tausend, dreitausend, fünftausend Jahren kleidete, anders vor, als sie sich heut dem Auge bietet. Der Frühgeschichtler nimmt an, daß einst über dem Odilienberg kein Wald rauschte, daß er vielmehr einen lebhaften Almbetrieb sah.

Wenn man von Straßburg her kommt — eine Straßenbahn führt über Oberehnheim bis Ottrott an den Fuß des Gebirges —, so läßt das Auge nicht vom Odilienberg (Abb. 1). Majestätisch erhebt sich das Gebirge aus der Ebene. Es hat schon vor Jahrtausenden den kühnen Blick des Menschen auf sich gelenkt, der den Rhein heraufkam und in der Ebene siedelte. Lange vor Römern und Kelten hat hier der Mensch der Jungsteinzeit seine Wohnungen gebaut. Die Linksrheiner errichteten auf dem Odilienberg ihren heiligen Kultbezirk, wie die Rechtsrheiner um die Freiburger Bucht (der Name ist spät) und das Dreisamtal bis zur Rabenschlucht.

Zahlreiche Erinnerungen an und auf dem Odilienberg berichten uns aus jenen frühen Zeiten. Wo heute das Pilgerhaus des Klosters steht, befand sich bis in das 18. Jahrhundert eine mächtige Steinsetzung, der „Heidentempel" genannt. Forrer, der ehemalige Leiter des Straßburger Museums, hat ein Modell von ihr entworfen. Ein Jammer, daß sie zerstört wurde.

Der Tag der Heiligen Odilia ist der 13. Julmond. Dann kamen die Pilger in Scharen herauf. In der voraufgehenden Nacht wurde am Kloster, gegenüber der Peterskapelle, ein gewaltiges Feuer entzündet, angeblich, um den heraufsteigenden Pilgern zu leuchten. Der Meier des klösterlichen Dinghofes in der nahen Stadt Rosheim war verpflichtet, zu Roß heraufzukommen und mit seinen Leuten das Feuer zu unterhalten. Es kann niemand bezweifeln, daß sich in diesem Brauch das winterliche Sonnwendfeuer erhalten hatte.

Der Volksmund weiß noch jetzt zu sagen, daß Odilia zur Zeit der Rebenblüte, in der Johannisnacht, in wallendem Mantel — andere sagen, in weißen Schleiern — von der Höhe niederschwebe und die Reben segne. Das Gedächtnis der mütterlichen Erdgöttin ist hier auf eine spätere Heilige übertragen worden. Die Hauptfeste des Klosters Hohenburg waren neben dem Odilientag Mariä Geburt, Mariä Reinigung und Mariä Himmelfahrt. Maria die Gottesmutter: Von dieser wußte der Nordmensch Jahrtausende vor Christi Geburt. Schon aus dem 11. Jahrhundert wird die elsässische Gewohnheit bekundet, daß Eheleute, denen Nachkommen versagt blieben, sich an die Heilige Odilia um Hilfe wandten. Diese war auch die Helferin bei Augenleiden. Selbst Medard Barth, Professor am Bischöflichen Gymnasium in Straßburg, sagt: „Durch das Formelhafte im Ausdruck — der Odilien-Augensegen — scheint noch altheidnisches Kultgut zu schimmern." Wirklich, in den Geschichten von Odilia im Elsaß lebt die einstige Erdgöttin ebenso fort wie in jenen von Frau Harke im Havelland!

Odilia kehrt mehrfach in den Drei-Schwesternsagen wieder, die auf die Dreiheit der Weisen Frauen zurückgehen. In der Ottilienkapelle zu Hermatshofen in Schwaben standen drei in Holz geschnitzte, bunt gefaßte Figuren, jede einen langen Stab mit Blumenkranz tragend; es seien drei Schwestern, die man dort Ottilia, Mechthild und Gertraud nennt. In der Gegend von Basel (das immer eine elsässische Stadt war) nennt man die drei Schwestern Ottilia, Chrischona und Margareta und verbindet sie mit den Burgen Pfirt, Pfeffingen und Mönchenstein. Sie hätten hernach ihre Klausen auf Höhen am Ausgang des Wiesentals gehabt. Die Tüllinger Höhe bei Lörrach soll ihren Namen nach der Ottilia erhalten haben.

Bei Lupstein im Untern Elsaß, zwischen Zabern und Hagenau, befindet sich mitten in der Feldmark ein Teich, in dem Odilia ihre Wohnung haben soll.

In einem hochgelegenen Talgrund unterhalb der alten Hohenburg erbaute Odilia das Kloster Niedermünster. Nonnen warnten sie vor der Wahl dieses Ortes, so erzählt die Odilienlegende, die um das Jahr 900 geschrieben wurde; dort lebten „giftige Würmer in den Linden". Sie hatten von dem Lintwurm gehört, der dort hause, und wußten den alten Namen nicht mehr zu deuten. Nicht nur der Drache war im Gebiet des Odilienbergs vorhanden, sondern auch der Drachentöter. Man kannte dort eine Siegfriedslinde. Deren genauen Ort weiß man heut ebensowenig anzugeben wie den des Gunther- und des Grimeldisbrunnens. Aber sie sind aus dem Mittelalter für die Gegend zwischen dem Odilienberg und der Herzogs- und Kaiserstadt Oberehnheim bezeugt. Verraten uns schon die Brunhildenstühle in der deutschen Landschaft die mythischen Beziehungen des Nibelungenliedes, so hier die Erinnerungen an den Lintwurm, an Siegfried, Kriemhild und Gunther. Im Elsaß sagt man übrigens, Hagen sei in dem nicht weit entfernten Ort Marlenheim geboren; er liegt am



ABB. 1. DER ODILIENBERG *Teilansicht*

Eingang des Krontals, in dem man schon zu Meister Erwins Zeiten die Steine für das Straßburger Münster brach. Auch vom Helden Dietrich von Bern wußte man am Odilienberg; der Fries an der Klosterkirche von Andlau ist Zeuge dafür.

Vom Wiwelesweg und vom Ottilienloch werde ich noch sprechen.

Die Alamannen wurden von den Franken unterworfen. Der fränkische König Austrasiens, der in Metz saß, sich aber auch gern im Elsaß aufhielt, setzte diesen einen Herzog aus Frankenstamm. Der erste, von dem wir wissen, ist Eticho oder Attich. Er pflanzte sich im Geschlecht der Etichonen fort; von weiblicher Seite her wurden die Hohenstaufen Erben seines Blutes; diese machten dann das Gebiet am Odilienberg zum Stauferland. Eticho lebte auf seinem Hof, der spätern Herzogsburg, in Oberehnheim. Das war im 7. Jahrhundert. Seine Tochter war Odila (die latinisierte Form Odilia kam erst später in Schwang). Er soll die Hohenburg gegründet haben. Jedenfalls war Odila die erste Äbtissin des Frauenklosters, das er in dieser Burg einrichtete. Es ist mit Nachdruck zu sagen, daß dieses in keinerlei Beziehungen zu Rom stand; diese wurden erst ein Jahrhundert später, lange nach dem Tod der Herzogstochter Odila, infolge der Wirksamkeit des Bonifatius hergestellt. Odila baute ihre Schwesterngemeinschaft mit schottischen Pilgerinnen auf. Die ganze christliche Kirche des Elsaß ist nicht durch Sendboten Roms gegründet worden, sondern durch iro-schottische Mönche, zu denen wieder geistige Ströme von den Westgoten des Wulfila gegangen waren. Rom verfolgte die Iro-Schotten mit seinem Haß. Odila gehörte nicht ihm, sondern diesen zu.

Die Odilienlegende, wie sie noch heut weit in die deutschen Gaue hinein eine wirkende Macht ist, trägt die Züge der Fabel; aber auch sie hat einen mythischen Untergrund. Man kann sie nicht verstehen, wenn man nicht den andern heiligen Kultbezirk der Alamannen rechts des Rheins kennt. Auch diesen haben die Alamannen, als sie in das römisch besetzte Land eindrangen, vorgefunden. Die Sage vom Drachentöter Georg am alten Schinberg bei Freiburg, die von den Harlungen in Breisach und andere Züge erweisen es. Hier gibt es bei dem Dorf Ebnet ein Sankt Ottilien, wo die Augenheilige noch heut in einer Felsengrotte verehrt wird. Ottilie ist der gleiche Name wie Odilia; es ist auch zu erwägen, ob nicht der Name des Dorfes Ottrott am Odilienberg mit dem der Odila zusammenhängt.

Die Legende berichtet, die Herzogstochter Odila hätte nach dem Willen ihres Vaters eine Ehe eingehen sollen, sich aber dagegen gesträubt. Um den Drohungen des Vaters zu entgehen, sei sie ent-

flohen. Eticho sei ihr mit seinen Mannen nachgesetzt, auch noch über den Rhein hinweg. Vor dem Dorf Ebnet habe er sie nahezu ereilt. Der Verängsteten habe sich ein gnädiger Fels aufgetan, sie sei damit den Augen des wutschnaubenden Vaters entschwunden und habe sich in der heut noch vorhandenen Grotte geborgen. In dieser quillt ein heilkräftiges Wasser.

In der Odilienlegende liegt der ursprüngliche Mythus von der Erdgöttin, die vom winterlichen Sturmgott verfolgt wird. Das wiederkehrende Himmelslicht, das zur Schlummernden vordringen muß. Es ist auch in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß der Odilientag in die Zeit der Wintersonnenwende fällt. Der hier örtlich gebundene Mythus war auch sonst in Deutschland verbreitet. So gibt es bei Tapfen in der Schwäbischen Alb eine Höhle, die man Ottilienloch nennt. In Bayern aber gilt die Odiliennacht als die hauptsächlichste Trudennacht. Den Weg übrigens, den Odilia auf ihrer Flucht von der Hohenburg nach Ebnet einschlug, nennt das Volk den Wiweleswеg.

Nahe der Grotte Sankt Ottilien liegt, in das Höllental mündend, die Rabenschlucht. Späte Humanisten, die mit dem Namen nichts anzufangen wußten, verderbten ihn in Ravennaschlucht. Vor dem Ausgang steht die Oswaldskapelle, angeblich das älteste christliche Kirchlein des Landes. Oswald ist der Heilige mit zwei Raben, der Nachfolger des Asenwalters. Die Kreuzfahrer aus dem Breisgau haben hier zum Heervater gebetet, den man nun Oswald nannte; erst danach zogen sie in das Morgenland. Eine hier nicht zu erschöpfende Fülle mythischer Beziehungen tut sich auf, wenn der Wanderer das Land der Heiligen Odilia betritt. Wie jung ist die heutige Legende gegenüber den Jahrtausenden des Mythus, in denen wiederum die Alamannen nur einen letzten Zeitabschnitt füllen!

Wir kehren auf dem Wiweleswеg zum Odilienberg zurück und ersteigen ihn erneut, gleichviel, ob über Barr oder Sankt Nabor oder Ottrott. Immer werden wir auf die „Heidenmauer" stoßen (Abb. 2). Diese ist ein unerhört mächtiges Bauwerk. Ein Sachkenner sagte, daß es in ganz Europa keine frühgeschichtliche Anlage gebe, welche dieser an Größe und Wucht zu vergleichen sei. Die Heidenmauer umzieht die Höhe des ganzen Gebirgsmassivs in einer Länge von fast anderthalb deutschen Meilen und ist dem Gelände unübertrefflich angepaßt. Wo das an sich schroffe Gebirge leichter ersteigbar



ABB. 2. DIE HEIDENMAUER an der Westseite durch Burganlage. Freigelegt vom Reichsamt für Vorgeschichte 1941



ABB. 3. DAS „HAGELSCHLOSS" am Odilienberg. Nordspitze der Heidenmauer gesehen von der Försterei Vorbruck

schien, erreichte die Heidenmauer eine Höhe von 7 m. Eine Höhe von 3 und 4 m findet man noch jetzt mehrfach. Sie wurde in einer Stärke von 2½ m angelegt und aus gewaltigen Quadern erbaut, die aus dem anstehenden Gestein an Ort und Stelle gebrochen wurden. Man verband diese in der Länge und Breite durch eichene Bolzen (Schwalbenschwänze). Es hat noch niemand ausgerechnet, wie viele Rillen dazu aus dem harten Gestein gemeißelt werden mußten. Im Schutz der Heidenmauer konnte schon ein volkreicher Stamm gefährliche Kriegsläufte überstehen. Zahllose Holzbauten müssen einst auf dem Odilienberg gestanden haben, um so viele Menschen aufzunehmen. Das Verteidigungswerk erforderte Tausende von Waffenträgern.

Welches Volk hier seinen Stammessitz aufgeschlagen und derart zur Verteidigung ausgebaut hatte, steht trotz der grundlegenden Forschung von R. Forrer noch nicht fest. Die meisten glauben, es sei ein keltischer Volksstamm gewesen. Neue vom Reichsamt für Vor- und Frühgeschichte an Ort und Stelle angestellte Untersuchungen lassen auf eine schon in der Steinzeit erfolgte Besiedlung des Berges schließen. Damit ist aber über die Entstehungszeit der gewaltigen Befestigungsmauer, der Heidenmauer, nichts ausgesagt. Vieler Forschungsarbeit bedarf es noch, um all diese Fragen, die uns der Odilienberg aufgibt, zu klären. Um vor allem einmal brauchbare Arbeitsgrundlagen zu schaffen, ist auf Veranlassung und unter Mitarbeit des Reichsamtes für Vor- und Frühgeschichte das ganze Bergmassiv zur Erstellung eines Höhenkurvenplanes durch das Stuttgarter Hauptvermessungsamt neu aufgenommen und besonders der Verlauf der Heidenmauer kartographisch genau festgelegt worden. Das Reichsamt für Vor- und Frühgeschichte führt seine Ausgrabungen auf dem Odilienberg seit 1940 Jahr für Jahr planmäßig fort.

Auf das Schottenkloster der Herzogstochter Odila legte die Romkirche ihre Hand. Die Klöster der Iro-Schotten standen nicht unter der strengen Regel, welche Benedikt aufbrachte und die von Rom aus verbreitet wurde. Sie waren Siedlungen der dem Christentum im Sinne der Goten Zugewandten. Abt und Mönche lebten in der Ehe. Der Abt, nicht ein Bischof, stand dem Sprengel vor. Das Frauenkloster auf der Hohenburg war von dem milden Geist der Iro-Schotten beseelt. Das klingt noch in die Odilienlegende hinein. Diese weiß noch davon, daß der römische Geist gegen das Kloster anbrandete, aber von Odila noch abgewehrt wurde. Natürlich ist diese Geschichte verwässert und abgebogen.

Das Kloster erlebte aber nochmals eine große Zeit. Unter dem salischen König Heinrich V. war es der Zufluchtsort aufrührerischer Großer. Sein Verwandter, ein Staufer Friedrich, berannte und zerstörte es darum. Kaiser Friedrich Rotbart, der Städtegründer im Elsaß, erneuerte das Kloster und berief Relindis als Äbtissin. Es ist bemerkenswert, daß weitaus die Mehrzahl der Nonnen, zumeist Töchter der elsässischen Ritterschaft, altdeutsche und nicht biblische Namen trug. Die Nachfolgerin der Relindis war Herrad von Landsberg, eine der größten Frauen, von denen die deutsche Geschichte weiß. Man muß sie schon der Roswitha von Gandersheim, der Sabina am Straßburger Münster und der Annette von Droste-Hülshoff an die

Seite stellen. Sie schuf den Hortus deliciarum, eine Darstellung der Weltgeschichte, wie man sie damals sah, vor allem aber des ritterlichen Lebens in der Stauferzeit. Der Hortus war ein Kulturzeugnis, wie das Deutschland des hohen Mittelalters kein zweites aufzuweisen hat. Besonders die farbigen Zeichnungen sind von einem Form- und Farbempfinden, von einer Reife, Größe und Eindringlichkeit, wie sie nur den Berufenen, den Einmaligen im Reich der Kunst gelingen. Leider ging das Werk im Jahr 1870 bei der Beschießung Straßburgs zugrunde. Die französischen Behörden hatten es nicht für nötig erachtet, diese Kostbarkeit in Sicherheit zu bringen. Wir besitzen eine Anzahl farbiger Kopien, die vorher angefertigt wurden. Sie geben uns einen Begriff von der Schönheit der ursprünglichen Blätter.



ABB. 4. ROSHEIM im Elsaß — Torturm und Brunnen

Künstlerhand hat neuerdings Kult- und Gaststätten des Klosters in glücklicher Weise mit Wandmalereien geschmückt, die in Motiven und Stil dem Hortus der Herrad entnommen wurden. Es ist hier eine wahrhaft deutsche Arbeit geschaffen worden.

Der Odilienberg war durch Jahrtausende eine Stätte nordischer Volkhaftigkeit. Möge er wieder zu einem Mittelpunkt der Deutschheit werden, die immer in der Andacht zum Ewigen gegründet sein wird: Formen des Glaubens wechseln, der Urgrund, aus dem sie aufsteigen, bleibt bestehen. Wer auf der Höhe des Odilienberges gestanden hat und das letzte Abendglänzen über der Landschaft sah, der weiß um den Frieden, den dieser Gipfel atmet, der diese Höhe vor Jahrtausenden umwehte; der weiß um die Ehrfurcht, die hier das empfängliche Herz erfüllt, um die Ehrfurcht im Sinne Goethes. Der heilige Berg des Elsaß ruft nach neuen Formen; er ist berufen, eine geweihte Stätte der Deutschheit zu sein.

Ludwig Kleeberg

Hatten die Germanen keine Städte?

In vielgebrauchten Elementarbüchern der lateinischen Sprache stößt man gleich zu Anfang auf Sätze wie die folgenden: ,,Germani oppida non incolebant" oder ,,Germani non in oppidis, sed in vicis habitabant" oder ,,Oppida in Germania non erant". Danach hatten oder kannten die Germanen keine Städte (denn oppidum bedeutet ja Stadt). Ist das richtig, oder wirkt hier lediglich die Vorstellung nach, daß angeblich erst König Heinrich I. Städte in Deutschland angelegt habe? Bei genauerem Zusehen wird zunächst offenbar, daß bei obigen Sätzen, mit welchen zahllose Klassen deutscher Schüler belehrt werden, lediglich aus vokabulären Gründen (die Sätze kommen nämlich bei Einübung der 2. Deklination vor) die geschichtliche Tatsächlichkeit einer grammatikalischen Notwendigkeit geopfert worden ist. Zweifellos liegt der bekannte, aber verkannte (wie wir sehen werden) Satz aus der „Germania" des Tacitus (c. 16) zugrunde: ,,Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est", der in allen deutschen Übersetzungen wiedergegeben wird: „Daß die germanischen Völker keine Städte bewohnen, ist hinreichend bekannt." Tacitus fährt fort: ,,... ne pati quidem inter se iunctas sedes" — „leiden sie doch nicht einmal untereinander zusammenhängende Siedlungen". Wohlbedacht hat Tacitus sich aber des Wortes „urbs" bedient, welches zwar „Stadt" bedeutet, jedoch einen anderen Begriffsinhalt hat als das Wort „oppidum", wel-

ches wir gleichfalls mit „Stadt“ wiederzugeben pflegen. Wohlgemerkt sagt Tacitus nicht, daß die Germanen keine oppida gehabt hätten. Aus der deutschen Übersetzung heraus nun entwickelte sich der historische Irrtum, als seien den Germanen „Städte“ schlechthin unbekannt gewesen.

Wenn sich Tacitus nun des Wortes „urbs“ bedient, so will er seinen römischen Landsleuten und Lesern, denen die italischen, griechischen, afrikanischen und asiatischen urbes und die urbs Roma nicht nur aus der Anschauung vertraut, sondern auch weithin ein geläufiger Begriff waren, den Unterschied der germanischen Verhältnisse als grundlegend erscheinen lassen. „Urbs“ — ob groß oder klein, spielt vorerst keine Rolle — ist der allgemeine Ausdruck für „Stadt“, — die von einer Ringmauer umgebene Siedlungsgemeinde, im Gegensatz zu den vici und den oppida des bäuerlichen Landes. Rom als planmäßige Gründung aber ist die Urbs überhaupt, nicht allein Mitte des Staatswesens und religiöse Zentrale, auch als Schutz- und Zufluchtsort. Rom wurde die „Großstadt“, deren Bevölkerung lediglich und ausschließlich von Handel und Gewerbe lebt — wo Haus an Haus sich reiht, vielfach mehrstöckig, — wo auch zahlreiches besitzloses Volk sich ansammelt und in Mietskasernen wohnt. In solcher Vergrößerung ist das Wesen der urbs am deutlichsten erkennbar. So stand es vor Augen des Römers in der Zeit des Tacitus. Im Gegensatz hierzu steht das oppidum schon durch den geringeren Umfang und die landwirtschaftlich-handwerkliche Beschäftigung seiner Bewohner, so daß dies Wort später die Landstadt bedeutet. Indessen ist ursprünglich für diese Bezeichnung nicht sowohl die Größe und die Form der Anlage als der Zweck maßgebend gewesen. Denn seiner Grundbedeutung nach ist oppidum, wie Varro überliefert hat, die Schranke (Sperre) des römischen Zirkus (ob = gegen, vor +*pedum = Ort, vgl. strato-pedon), und ein davon abgeleitetes Adverbium „oppido“ bedeutet soviel wie „gewaltig“, eigentlich „einschränkend, zwingend“. Ein oppidum ist demnach eine „Sperrfestung“, eine in erster Linie siedlungs-, ernährungs- und verkehrspolitische Schutzanlage, welche nicht nur von einer militärischen Besatzung gehalten wurde, sondern auch einer ständigen Bewohnerschaft zum Aufenthalt diente, — wohin sich auch die Bevölkerung umliegender Bezirke in Zeiten und Fällen der Not flüchtete.

Man hat sich gewöhnt, solche zumeist auf Höhen gelegenen Orte als Fliehburgen zu bezeichnen. Schuchhardt nennt sie treffender Gau- oder Volksburgen. Es liegt in der Natur der Sache, daß solche „Burgen“ schon in früher Zeit und in aller Welt verbreitet sind. Schuchhardt weist wiederholt auf den locus classicus aus der „Römischen Altertumskunde“ (4, 15) des Dionysius von Halikarnaß (um die Ztw.) hin, wonach König Servius Tullius auf bergigen Höhen zum Schutze der Landleute Zufluchtstätten (kresphygeta) angelegt habe, die er mit griechischem Ausdruck pagoi nannte. „Dorthin flüchteten von ihren Landgütern alle, wenn der Feind ins Land kam und nächtigten auch öfter dort. Es gab auch Befehlshaber dieser Anlagen. Sie führten Listen über die Landleute, die zu einem solchen pagus gehörten, und über ihren Besitz. Und wenn das Volk zu den Waffen gerufen oder die Kopfsteuer erhoben wurde, besorgten sie das.“ So war pagus ursprünglich eine Gauburg, und danach der Burgverband = Gau (so wie polis erst die Burg, dann die Stadt und zuletzt den Staat bedeutet). Sehr wahrscheinlich ist aber „pagus“ ein vorindogermanisches Wort, und nur scheinbar ein latein-griechisches Lehnwort, wie gleicherweise das deutsche „Burg“ keine Entlehnung aus dem Griechischen (pyrgos) ist.

Solche Anlagen sind es vor allem, welche von den römischen Schriftstellern als oppidum bezeichnet werden, und sie sind wohlbekannt aus Cäsars „Gallischem Krieg“ als jene keltischen Bergfesten und Bergstädte, um welche schwere Kämpfe geführt worden sind: Vesontio, Bibracte, Avaricum, Noviodunum, Alesia, Gergovia — aber auch aus Strabo. Ein britannisches oppidum beschreibt Cäsar: durch Wälder und Sümpfe verwahrt, wo sich eine ziemlich große Menge Menschen und Vieh aufhalten könne; ein oppidum sei nach der Bezeichnung der Britannier ein Platz, den sie also anlegten: daß sie schwer zugängliche Wälder mit Wall und Graben befestigten, wohin sie sich gewöhnlich bei einem feindlichen Einfall zurückziehen; also ein Platz, der von Natur und durch Kunst befestigt ist. — Ähnlich Strabo: ihre Städte (poleis) seien die Wälder; wenn sie nämlich einen geräumigen Platz mit gefällten Bäumen umsäumt hätten, errichteten sie darin Hütten für sich selbst und für das Vieh, jedoch nicht auf lange Zeit. — Nach Cäsars bekannter Beschreibung bestand die Mauer aus abwechselnden Balken- und Steinlagen, so daß sie den römischen Belagerungsmaschinen widerstand als auch durch Feuer unangreifbar war.

Keltische Burgen dieser Art sind aber auch bekannt aus jener Periode, da die Kelten noch in Germanien saßen; z. B. vom Altkönig, sowie von Goldgrube und Heidetränke im Taunus; fernerhin von der Glauburg am Südhange des Vogelsberges, die später von den Chatten besetzt wurde, sodann von der ihr ähnlichen Burg bei Rittershausen im Westerwald unweit Dillenburg. Die Burg Rittershausen insonderheit beherrschte nicht nur die Wasserscheide Sieg—Lahn—Edder, sondern gehörte auch zu einer Kette von Burgen, welche das Sieger Erzgebiet schützte. Hinter dem Walle (Trockenmauer mit Holzeinlage) finden sich

zahlreiche Häuser mit Eisenschmelzen. Die bekannteste Volksburgstadt der keltischen oppida in Thüringen, welche seit der älteren Latènezeit angelegt wurden, ist die Steinsburg auf dem Kleinen Gleichberg bei Römhild (unweit Meiningen). Sie war ein Hauptstützpunkt der Kelten wider die von NO vordringenden Germanen und in Verbindung mit kleineren Burgen, wie dem Diesberg und der Alten Mark (bei Kaltennordheim) und dem Mettermich (zwischen Kissingen und Brückenau), welch letzterer die alte Saale-Kinzig-Main-Straße deutlich beherrschte. Die Steinsburg wurde zu Beginn des 1. Jahrhunderts v. d. Ztr. von Germanen erobert, als welche die Sweben angenommen werden, die sich auf dem großen Zuge von ihren Sitzen in Norddeutschland (dem heutigen Brandenburg und Mecklenburg) nach dem Rhein-Main-Land befanden und die Kelten zurückdrängten.

Nun aber erhebt sich die Frage, ob auch die Germanen oppida solcher Art hatten. Cäsar erwähnt zwar, daß er im Gebiete der Sugambrer deren vici und aedificia (Dörfer und Einzelhöfe) in Brand gesteckt habe, indes die Sweben nach allen Richtungen hin an die Bevölkerung den Befehl ergehen ließen, die oppida zu räumen — uti de oppidis demigrarent — und Weiber, Kinder sowie alles Eigentum in den Wäldern zu bergen, während die gesamte waffenfähige Mannschaft sich in der Mitte ihres Landes versammelte (Bell. Gall. 4, 19). Aus dieser Stelle ergibt sich nicht allein, daß die Germanen oppida hatten, sondern es ist auch unmißverständlich ausgedrückt, daß diese oppida ständig bewohnt gewesen sind. Will man fernerhin das doppelte „de" (von — herab) besonders berücksichtigen, so ergäbe sich außerdem, daß sie auf Höhen lagen. Jedoch erschienen sie ihnen offenbar nicht sicher genug, vielmehr der Schutz der Wälder als die gewisseste Rettung. — Im Gegensatz hierzu müssen die Ubier, welche damals noch im Taunus- und Westerwaldgebiet rechts des Rheines wohnten, auf Befehl Cäsars alles vom offenen Lande (ex agris) in die oppida schaffen (a.a.O. 6,10). Keine Andeutung sonst, wo oder wie diese oppida angelegt waren! Es ist also verständlich, wenn diese zwei Cäsar-Stellen nahezu unbeachtet blieben und die Auffassung sich auf Grund jener Tacitus-Stelle durchsetzte, wonach den Germanen stadtartige Siedlungen jeglicher Art (auch oppida) völlig fehlten und sie nur in Dörfern und Einzelhöfen wohnten, ja sogar, daß sie letztere bei weitem bevorzugten. — Als nicht unwichtig sei an dieser Stelle der Tatsache gedacht, daß nach Tacitus die Fürsten Recht per pagos vicosque sprachen; die Chatten gaben ihre pagi und vici auf, und noch Bonifatius verkündigt das Evangelium per pagos vicosque: so wenig hatte sich das Angesicht des Landes verändert; seien nun die pagi „Gaue" (Bezirke) oder „Gaustätten".

Wäre die literarische Quelle nun freilich unsere einzige, so könnte die Auffassung entstehen, die Kelten allein hätten befestigte Städte (oppida) in Nordeuropa angelegt. Selbst die darstellenden Schriften des Tacitus ergeben in der Tat fürs erste nicht allzuviel. Ob der befestigte Platz, wo Segestes magna cum propinquorum et clientium manu von seinen Gegnern belagert wurde, eine „Fliehburg" oder aber ein ständig bewohntes oppidum gewesen sei — etwa an der Stelle des heutigen Marsberg, wie gern angenommen wird —, steht dahin. Das gleiche ist von den castella des Vannius zu sagen. Anders verhält es sich schon mit der regia des Marbod und dem castellum iuxta situm, in dem sich fremde Kaufleute (lixae und negotiatores) befinden; ob angesiedelt, wie Much dem Bericht entnehmen zu dürfen glaubt?: es handele sich hier um eine richtige Stadt. Nur einmal wird in den historischen Schriften des Tacitus ausdrücklich ein oppidum Batavorum genannt, welches der Bataverführer Civilis nicht mehr zu schützen wagte. (Man denke daran, daß auch die Sweben gegenüber der Römermacht ihre oppida aufgaben; habe ich erwähnt.) Sodann wird Köln als oppidum Ubiorum bezeichnet, welches sich als colonia Agrippinensis mit einer römisch gesinnten Bewohnerschaft zu einer Stadt römischen Stiles entwickelte; weshalb die Tencterer von den Ubiern forderten, sie möchten die Mauern der Kolonie, die Bollwerke der Knechtschaft, niederreißen (muros coloniae munimenta servitii detrahatis). Und noch im 4. Jahrhundert wird von den Alamannen berichtet, daß sie römische Städte, wie Argentoratum, Brotomagus u. a., auch Mogontiacum erobert haben, aber die Feldmarken bewohnen; denn die oppida selbst mieden sie „wie mit Netzen umspannte Gräber" (ut circumdata retiis busta). Es sind dies die beiden mit Vorliebe in dem Schrifttum zitierten Stellen, welche die Wahrheit jener Tacitus-Stelle (was die natürliche Abneigung der Germanen gegen urbes betrifft) beweisen sollen.

Mit Namen wird in der „Germania" von Tacitus erwähnt das am Rhein gelegene Asciburgium, auf Asberg oder Asburg bei Moers gedeutet. Aber auch der bei Tacitus (und sonst) nur einmal in den „Annalen" vorkommende Name des saltus Teutoburgiensis, des Teutoburger Waldes, setzt auf das bestimmteste das Bestehen eines Teutoburgium voraus, von dem es freilich keine Nachricht gibt: eine Volksburg, als welche mit großer Wahrscheinlichkeit die Grotenburg bei Detmold anzusehen ist. Teutoburg wäre also germanisch Thiodaburgs Dietburg = Volksburg. Hier haben wir sogar das altgermanische Wort „burg" später auch „purg") wohlerhalten, die Bezeichnung auch in den ältesten Evangelienübertragungen (got. baurgs) für die „Stadt", welches

Wort erst im 11. Jahrhundert (mit der Form „stat") zu der später gebräuchlichen Bedeutung aufkommt. Der Zusammenhang von „Burg" mit griech. pyrgos liegt zutage, ohne daß jedoch eine „Entlehnung nach der einen oder der anderen Seite anzunehmen wäre. Es handelt sich um sehr altes, vorgermanisches Wortgut. Andererseits aber scheint es, daß aus dem Germanischen von den Römern späterer Zeit das Wort burgus als Bezeichnung für die kleinen Kastelle übernommen wurde, welche den Limes begleiten oder aber zum Schutze von Wasserplätzen angelegt sind. Dieser Umstand gibt uns ein sozusagen durchscheinendes Bild von der Tatsache germanischer Burganlagen.

„Burg" gehört zu „bergen"; sie ist also eine Bergungsstätte, ein Schutzort. Neckel weist darauf hin, daß noch heute in Island die Wörter borg, fjarborg, byrgi einen Schafpferch bezeichnen, weil solche dort aus Steinwällen hergestellt werden. In diesem Zusammenhange seien auch die „refugia" der Chatten erwähnt, deren Domitian in seinem Feldzuge des Jahres 83 durch ein neuartiges Verfahren Herr wurde. Er trieb nämlich auf eine Strecke von 120 römischen Meilen limites = Schneisen (Ammon) oder freie Bahnen, Durchhaue (Norden) in die gewaltigen Wälder, welche den Chatten Schutz boten und aus denen heraus sie die Römer angriffen, und legte so deren refugia frei. Es handelt sich um die „Fliehburgen", welche die Wetterau umsäumen und deren bedeutendste der Ringwall des Altkönig sowie der Heideträukwall sind; aber auch die Glauburg auf der Vogelsbergseite, die bewohnt gewesen, mag zu ihnen gehört haben. Von den Kelten angelegt, waren sie von den Chatten in Besitz genommen worden. Abgesehen von der Glauburg lagen sie nunmehr innerhalb der allmählich entstehenden und zu einem Grenzwall ausgebauten Limes-Befestigung. — Bemerkenswert sind die zahlreichen, zumal in Hessen vorhandenen Ringwälle (Erde- oder Steinwälle), deren Zweck als militärischer nicht durchweg gedacht werden kann, da fast immer das für einen längeren Aufenthalt benötigte Wasser mangelt. Man hat deshalb in diesen Wällen nicht Verteidigungsanlagen, sondern Thing- oder Tempelstätten sehen wollen, eine Anschauung, welche neuerdings in W. Teudt ihren hervorragendsten Vertreter gewonnen hat. Ihr zufolge ist auch das Wort „Kirche" nicht, wie zumeist geschieht und geschah, aus dem griech. kyriaké, kyrikon, kyriaka (Walahfried Strabo) abzuleiten, sondern mit dem lat. circus in sprachlichen Zusammenhang zu bringen: also ein heiliger Kreis oder Ring — ahd. chirihha, agf. cirice, an. kirkja; andererseits ahd. haruc Heiligtum). Die Neigung, einheimische Worte aus lateinischen oder griechischen abzuleiten, hat allerdings oft dazu verführt, ursprüngliche Sachverhalte zu übersehen, zu verdecken oder in Abrede zu stellen.

Vergleicht man auf den gebräuchlichen Schulatlanten oder -wandkarten Germanien und Gallien, so fällt alsbald bei letzterem die große Zahl der Städte auf gegenüber deren vollständigem Fehlen (bis auf eine!) auf innergermanischem Gebiete; denn die an Rhein oder Donau oder in deren Nachbarschaft liegenden Städte sind hierbei als wesentliche Römerstädte nicht zu rechnen. Wie wir oben sahen, sind für Innergermanien die literarischen Quellen nicht allzu ergiebig. Das ist natürlich kein Zufall. Tatsächlich überwogen die Dorfsiedlungen und Einzelgehöfte, wie Cäsar (Bell. Gall. 4, 19) die vici et aedificia der Sugambrer erwähnt; wonach er freilich im gleichen Kapitel auch von den oppida der Sweben oder deren Bundesvölker spricht. Aber unter Ackerbauern überwogen natürlicherweise die Dörfer. Bei den keltischen Helvetiern stehen nach Cäsar (1, 5) 400 Dörfern nur 12 Städte (oppida) gegenüber — auf 100 Dörfer kommen somit nur 3 oppida.

Entsprechend dürfen wir uns das Verhältnis auch für Germanien vorstellen, wie dies in der Natur der Sache liegt. In Gallien überwog bereits nach Cäsars Berichten das Städtewesen in einem Umfange, der für die nationale Existenz bedrohlich und verderblich geworden ist. Dort spielten sich bekanntlich die entscheidenden Kämpfe um Städte ab. In Germanien dagegen werden Kämpfe um Städte nicht erwähnt, sein Schicksal wurde auch nicht in einer Feld- als vielmehr in einer Waldschlacht entschieden. „Es war dies ein Glück für die Germanen. Denn es ist fraglich, ob Cäsar der Gallier hätte Herr werden können, wenn sie nicht geglaubt hätten, in befestigten Plätzen wie Avaricum und Alesia Widerstand leisten zu können" (Much). Die Kriegs- und Belagerungskunst der Römer hätte eben auch im Kampfe gegen die Germanen den Erfolg davongetragen. Deshalb gaben die Sweben (s. o. Cäs. Bell. Gall. 4, 19) rechtzeitig die oppida auf und suchten den Schutz der Wälder auf, welche in aller Folgezeit oft die Rettung Germaniens wurden. Jedenfalls bleibt die auffallende Tatsache, daß in den gallischen und sonstigen Kriegen zwar häufig genug, in den römisch-germanischen Feldzügen aber Städte — außer in einem Falle — nicht erwähnt werden und keine Rolle spielen, wozu außerdem die Annahme zu machen ist, daß sich in den Kampfgebieten solche nicht befanden. So werden denn in dem Feldzug gegen die Marser (i. J. 14) ausschließlich vici eingeäschert. — W. Teudt geht so weit, in Würdigung dieser auffallenden Tatsache, zu bezweifeln, daß bei den Germanen ein Bedürfnis für Festungen (abgesehen in den Grenzgebieten) bestanden habe; als ob solche ihrem „heldischen Geiste" widersprochen:

sie hätten die offene Feldschlacht vorgezogen. Indem er gleichfalls bemerkt, daß von Bestürmungskämpfen in der Geschichte der Römerkriege nicht berichtet werde, tritt er für eine neuartige Annahme ein: die bekannten großen, von Ringwällen umgebenen „Volksburgen" seien „Wallfahrts"orte und „Kirchen" gewesen, im ursprünglichen Sinne dieser Worte.

Nun gibt Ptolemaios (um 150 u. Ztr.) in seiner Geographie Germaniens 94 Städte (poleis) mit Namen und nach ihrer Lage an, welch beides zu bestimmen sowohl schwierig als auch geradezu unmöglich ist. Unverkennbar aber steht in Beziehung zum Taunus die Stadt Artaunon, welche Müllenhoff bereits als die Stadt „ad Taunum" = (Homburg) „vor der Höhe" deutete, während ein anderer Forscher sie „ohne Zweifel" in dem mächtigen Ringwall der Goldgrube (bei Oberursel) sieht, — als die Gauburg der Swebi Taunenses. Mattiakon dagegen ist unverkennbar das zuerst von Plinius (Nat. Hist. 31, 20) als Aquae Mattiacae erwähnte heutige Wiesbaden mit seinen heißen Quellen, — nicht jedoch, wie Teudt fälschlich erklärt, „die Hauptstadt der Chatten", als welche Tacitus ausdrücklich das nördlich der Edder gelegene Mattium nennt (Ann. 1, 56).

Hiermit sind wir aber zu der einzigen uns namentlich bekannten und nach ihrer Lage bestimmbaren germanischen Stadt gelangt, der Hauptstadt des Chattenvolkes, welche von Germanicus in dem überraschenden Frühjahrsfeldzug des Jahres 15 u. Ztr. zerstört wurde (Tac. Ann. 1, 56). Nachdem er an der Adrana (Edder) die Chatten geschlagen (der Kampf muß in der Nähe des heutigen Fritzlar stattgefunden haben), hatten diese ihre Gaue und Dörfer preisgegeben (omissis pagis vicisque) und sich in die Wälder geflüchtet. Germanicus überschritt nun den Fluß und steckte die offenbar gar nicht oder nur schwach verteidigte Hauptstadt in Brand (incenso Mattio, id genti caput . . .), worauf er den Rückmarsch antrat. (Auf diesem wurde er von Segestes zu Hilfe gerufen, der in seiner Burg von seinen Gegnern belagert wurde. Germanicus entsetzte ihn und bekam bei dieser Gelegenheit des Arminius Gattin in seine Gewalt.)

Es ist bisher noch nicht beachtet worden, daß Tacitus für die chattische Stammeshauptstadt eine auszeichnende Benennung verwendet, welche er nur sonst politisch wie religiös bedeutsamen Orten, Mittelpunkten eines Volkes, verleiht: caput. In erster Linie wird Rom caput genannt (caput rerum), alsdann Städte wie Artaxata in Armenien, Aventicum die Hauptstadt der Helvetier, — Augustodunum, diejenige der Häduer (in diesen 3 Fällen: caput gentis), weiter Antiochia in Syrien, Cäsarea in Judäa als Sitz des Procurators (Syriae — Judaeae caput), und nicht zuletzt wird der heiligen Stadt des jüdischen Volkes, Jerusalem (Hierosolyma), diese Bezeichnung beigelegt, und zwar in der besonderen sprachlichen Form „(Hierosolyma) genti caput". Es muß bedeutungsvoll erscheinen, daß Tacitus die gleiche Form auch für Mattium verwendet: „id (Mattium) genti caput". Sie will (in dem Dativ anstatt des Genitivs) die besondere Geltung ausdrücken, welche diese Orte für Stammeskörper und Landschaften haben. Aber auch die Lage ist gekennzeichnet: an hervorragendem Orte, auf einem Berge. Zwar ist der Name Mattium, wie die Forschung erwiesen hat, nicht in dem Dorfe Maden (unweit des hessischen Gudensberg), wie früher angenommen, sondern in dem gleichfalls nicht weit entfernten, etwas nördlich gelegenen Metze erhalten. Beider Dörfer Namen gehören der ältesten, frühgermanischen Zeit an; sie sind zweifellos gleich alt, wie sich denn in dieser Landschaft zwischen Fritzlar und Gudensberg die ältesten deutschen Ortsnamen finden. Doch kann wiederum das caput Chattorum nicht an der Stelle des heutigen Dorfes Metze gelegen haben. Es wurde vielmehr erwiesen auf der nahen Altenburg (gegenüber dem Städtchen Niedenstein), einem Basaltberge mit großem Plateau, wo in den Jahren 1905 bis 1913 Ausgrabungen durchgeführt wurden, welche, obwohl sie nicht den ganzen Umfang der Bergoberfläche durchforschten, doch eine umfängliche, von einer verhältnismäßig zahlreichen Bevölkerung ständig bewohnt gewesene Bergstadt aufdeckten, die durch Gewalt und Feuer zerstört worden war.

An dieser Stelle möge nun (zum ersten Male) auf eine alte Überlieferung hingewiesen werden, welche Merian in seiner Beschreibung Hessens zum Orte Neidenstein = Niedenstein aufbewahrt hat. „Es wird eine Wüste dieses Ortes gezeiget, welche man Aldenberg [Aldenborg?] nennet, darauf vor alten Zeiten eine Stadt gelegen haben sollte." Die Hochfläche war ehedem unbewaldet. — Es wird auch in älteren Landeskunden von einer Sage berichtet, wonach nordöstlich des Dorfes Metze die „alte Stadt", Freienhagen genannt, gelegen, welche lange vor der Zeit der hessischen Landgrafen zerstört worden. Nach wieder einer anderen Sage war das Dorf Metze selbst vor uralten Zeiten eine ansehnliche Stadt, doch wurde sie durch ein Weib, das zuvor den Gatten ermordet hatte, dem Feind verraten und zerstört. Das Weib liegt dafür in ewigem Banne, und sieht man sie zu Zeiten in dem Bache (Matzoft) stehen, der durch das Dorf fließt. So hatte sich im Volke durch viele Jahrhunderte die Kunde von Mattium erhalten. Der hessische Chronist Lauze (Mitte des 16. Jahrhunderts) hat zuletzt noch eine Nachricht aufbewahrt, wonach man „auff der Burg" außer Goldmünzen (der Beschreibung nach waren es sog. Regenbogenschüsselchen) an die 10 Zentner altertümliche Waffen gefunden, alles knietief in der

Erde gelegen und mit großen Eichbäumen überwachsen.

Als die gewaltigste und wichtigste ist „die mächtige Volksburg der Chatten" einem System natürlicher Befestigungen des hessischen Basaltes übergeordnet, unter welchen die Gudensburg, das alte Wodensberg, die bekannteste ist. Ein durch eine Holzwand überhöhter Steinwall mit mächtigen, holzverkleideten Vorwällen (diese, aus Erdreich breit aufgeworfen) schützte die obere Volksburg der Altenburg, während sich um den unteren Berg ein Vorwall aus Erde, Stein und Holz mit tiefem Graben davor in bedeutender Ausdehnung zog. Ein Doppeltor am Eingang der oberen Burgstadt mit einem Doppelsystem von nach unten führenden und nach oben sich fortsetzenden Straßen diente dem Einlaß und dem Verkehr. Obwohl die Untersuchung sich bisher nur auf einen geringen Teil des Geländes, insbesondere der etwa 15 ha umfassenden, heute von Wald bestandenen Hochfläche beschränkte, sind doch höchst wichtige und aufschlußreiche Funde gemacht worden. In erster Linie wurde ein Teil der Wohnsiedlung selbst aufgedeckt: auf Dauer angelegte Wohnbauten, für welche sogar mehrere Bauperioden nachgewiesen werden konnten, — aus Holz, Flechtwerk mit wohlgetünchtem Lehmbewurf. In dem Brandschutt der Häuser wurden zahlreiche Funde von Haus- und Arbeitsgerät aus Eisen und Bronze und von Schmuckstücken gemacht. Bemerkenswert auf der Altenburg ist die große Zahl der mit fest eingesetzten Kästen versehenen Brunnen, deren sorgfältiger Bau nicht bloß auf einen vorübergehenden Aufenthalt schließen läßt. Sie sammelten das aus den Bodenrinnen der Hochfläche reichlich zufließende Wasser. Bemerkenswert vor allem ist auch eine Werkstatt zur Bereitung von reinem Ton, in deren beiden Gruben die bei dem (sog. Maisch-)Verfahren nötigen Holzwerkzeuge gefunden wurden. Der Ton diente dem Bewurf der Hüttenwände und vor allem der Herstellung von Gebrauchsgeschirr aller Art, von welchem wohlerhaltene Stücke als auch mehrere Zentner Scherben aufgefunden wurden. In jener Tongrube fanden sich auch zwei Türen (aus Eichenholz) und zwei Hausgiebelzierate in Form von Pferdeköpfen, wohl die ältesten bisher bekanntgewordenen ihrer Art. Zahlreiche Hufeisen von auffallend kleinem Umfang weisen auf lebhaften Fuhrverkehr hin. Nach Maßgabe von Zahl und Art der Funde muß es als erwiesen betrachtet werden, daß es sich bei der Altenburg nicht um eine „Fluchtburg" handelte (natürlich diente sie auch der Zuflucht), sondern um eine von einer ständigen Bevölkerung bewohnte Volks- oder Gauburg. Schuchhardt hebt mit vollem Recht die Tatsache hervor, daß wir hier zum ersten Male das Bild einer germanischen Hauptstadt alter Zeit erhalten. Sie ist die bisher markanteste Entdeckung einer solchen Stadt, ein echtes oppidum, und verdient die Bezeichnung caput. Ob aber die Kelten hier das Vorbild abgegeben haben, lassen wir dahingestellt. Vollends ist die Annahme ungerechtfertigt, daß sie von Kelten angelegt worden sei; eine solche wird durch die Anlage der Steinmauer, wie Hofmeister dartut, widerlegt.

Indes war die Altenburg keineswegs die einzige solcher Städte (oppida). Fritzlar gegenüber über dem rechten Ufer der Edder lag auf beherrschender, wenn auch geringerer Höhe das oppidum (und castellum) Büraburg in der bonifatianischen Zeit (742), aber zweifellos eine viel frühere, sehr alte Gründung. Desgleichen ist Amoeneburg, die Burg an der Ohm (Amana), auf welcher bei der Ankunft des Bonifatius zwei Brüder das Regiment führten, unter die frühgeschichtlichen oppida zu rechnen, als auch die Kesterburg (Christenberg) im Burgwald unweit Frankenberg. Ferner sind zu nennen in der Rhön die Milseburg, wo Häuser aufgedeckt sowie Funde an Eisen- und Tonsachen gemacht wurden; sowie die Burg auf dem Heunstein in der Nähe von Dillenburg. Das Gebiet der mittleren Lahn beherrscht weithin der Dünsberg, hinter dessen gewaltigen Ringwällen ebenfalls Wohnbauten gefunden worden sind, sodann Waffen aus Eisen und viel Keramik. Mit Wahrscheinlichkeit ist er den Chatten zuzusprechen. Die Holzfassung des Brunnens gleicht derjenigen der Altenburg. Zuletzt wäre noch zu nennen die Glauburg bei Büdingen (südlich des Vogelsberges), deren Besiedlung von der Jüngeren Steinzeit bis in das Mittelalter reicht und nach Kelten auch von den Chatten nach Ausweis der Funde bewohnt worden ist. — Die zahlreichen sonstigen „Ringwälle" im hessischen Gebiet, auf welches wir uns hier absichtlich beschränkt haben, lassen wir außer Betracht; sie waren Zufluchtsstätten der „inneren Linie" und sind kaum dauernd besiedelt gewesen, gleich den nordischen virki. Es ist möglich, daß auch eine Anzahl von ihnen kultischen oder Versammlungszwecken diente. Die auf solche Stätten gehende Anschauung jedoch, welche Teudt von der Altenburg (Mattium) sowie von der Milseburg vorträgt, ist als durchaus abwegig zu bezeichnen. Im übrigen ist zu erhoffen, daß zukünftige Nachsuchungen weiteres Licht in das noch nicht ausreichend geklärte Gebiet altgermanischer Siedlungen, wohlgemerkt in Westdeutschland, bringen werden, auf welches sich hauptsächlich die römischen Nachrichten erstrecken. Denn im Osten des Reiches (Mark, Lausitz) ist die Erforschung in weiterem und erfolgreichem Umfange vorgetrieben worden. Aus Karls des Großen Sachsenkriegen sind bekannt geworden die Skidroburg (bei Pyrmont), die Juburg (Iburg; bei Driburg östl. Paderborn), die Brunsburg (bei Höxter), die Hohensyburg (Sigiburg; an

der Ruhr), die Babilonie (bei Lübbeke), und nicht zuletzt als deren größte die Eresburg auf der Stätte des heutigen Obermarsberg (an der Diemel). Sie alle gehen wahrscheinlich auf altgermanische Burgen zurück.

Zu den „vorgeschichtlichen" Städten aber sind auch zu rechnen die von den nordgermanischen (skandinavischen) — zu Schiffe mit Schwert und Waage — reisenden Wikingern in der Zeit von 800 bis 1200 auf deutschem Boden gegründeten und bewohnten Städte — frühgeschichtlich auch insofern, als sie vor dem Aufgange jeder sicheren geschichtlichen Kunde liegen und lange Zeit bis hinein in die erhellten Tage der Gegenwart Orte und Schicksale im Ungewissen lagen und zum Teil noch liegen ... In erster Reihe ist zu nennen das vor wenigen Jahren wieder entdeckte Haithabu (Hedeby; so zu sprechen!) an der Schlei, von den Sachsen Schleswig genannt; die heutige Stadt dieses Namens, wenig nördlich gelegen, ist die späte unbedeutende Nachfolgerin einer vor Zeiten bedeutenden Handelsstadt, welche von mächtigen Befestigungen gesichert war; diese wiederum waren an das aus der Geschichte wohlbekannte Dannewerk angeschlossen. Im Inneren der durch Feuer zerstörten Stadt sind bereits zahlreiche Häuser aufgedeckt worden und wurde ein besonderes Handwerkerviertel nachgewiesen: Werkstätten für Arbeiten aus Hirschhorn (Messergriffe, Kämme, Spinnwirtel), Bronze (Schmucksachen), Glas (Perlen), Ton (Gefäße. Noch viel mehr ist von zukünftigen Ausgrabungen zu erhoffen. — An der Küste des damals noch slawischen Mecklenburg lag die Stadt Rerik, in welcher sich wikingische Kaufleute niedergelassen. Nach der Zerstörung durch die Dänen verlegten jene ihren Sitz nach Haithabu. Die Stadt Rerik selbst ist noch nicht aufgefunden. — In der Odermündung des sich anschließenden Pommerlandes wieder lag das von Adam von Bremen (um 1070) als größte Stadt Europas (!) gepriesene Jumne oder Jumneta, auch Julin genannt, in dessen Nähe sich die Jomsburg befand. Jumneta aber ist nichts anderes als das sagenhafte Vineta und es lag, wie die neueste Forschung mit größter Wahrscheinlichkeit dargetan hat, an der Stelle des heutigen Wollin in der Dievenow-Mündung der Oder, wo bereits zahlreiche bedeutsame Funde einen Kriegs- und Handelshafen sowie einen Schiffahrtsplatz von erstem Rang erwiesen haben. — Noch weiter östlich in der Weichselmündung an einem Verkehrsweg, der zum Dnjestr und nach Byzanz führte, lag die wikingische Handelsstadt Truso (am Drausensee), als welche wir das heutige Elbing ansehen dürfen. Nachdem mancherlei Funde die erste Vermutung bestärkten, ist eine Wikingerbegräbnisstätte nahe der Stadt aufgedeckt worden. — Bei Wiskiauten gar in Ostpreußen südlich von Cranz (beim Kurischen Haff) ist man auf einen umfänglichen Wikingerfriedhof gestoßen, der notwendig auf eine ansehnliche Stadt schließen läßt, von welcher aber bislang jede Spur fehlt, — bis ein glücklicher Zufall als echter Helfer erscheinen wird. Einstweilen mag unsere lückenhafte Kenntnis ausreichend genug sein für die Feststellung der bemerkenswerten Tatsache, daß es auch mehrere bedeutende Städte der Wikinger an der Ostseeküste gab, welche nicht bloß von einer mit Fischerei und Landwirtschaft beschäftigten Bevölkerung bewohnt waren, sondern in höherem Ausmaße dem Handel und dem Gewerbe Raum und Schutz boten.

Was die Bewohnerschaft anbetrifft, so gilt ganz im allgemeinen, daß die Anlage und Besiedlung der oppida für ackerbauende Menschengruppen in Betracht kam. Was in diesem Falle für Italien galt, traf auch für Germanien zu. „Die Stadt im anscheinend bäuerlichen Germanien stellt ein soziologisches Problem dar", meint Neckel. Doch ist zu bedenken, daß der Ackerbürger zugleich Handwerker — oder umgekehrt — war, wie noch heute in der deutschen Kleinstadt. Die Bewohnerschaft widmete sich hauptsächlich dem Ackerbau und war handwerklich nebenbei tätig. Die Äcker lagen unterhalb des Berges im offenen Gelände, die Vorräte waren selbstverständlicherweise in besonderen Räumen untergebracht. Im übrigen stieg manches oppidum später mit der Entwicklung von Handel und Gewerbe zum Range einer Großstadt, einer urbs im engeren Sinne, auf, zumal wenn sich eine solche Stadt in günstigster Verkehrslage befand. Diese traf vor allem für solche zu, welche an oder über Flußübergängen oder an wichtigen Straßenkreuzungen gelegen waren.

Soviel kann als feststehend angesehen werden, daß allein in dem Gebiete der Chatten, auf welches wir uns beschränken, mehrere oppida, also „Städte", bestanden, wobei wir selbstverständlich den dem Römer als auch uns geläufigen Begriff der „Stadt" sowohl hinsichtlich des Umfanges als auch der Zahl der Bewohner und deren Beschäftigung einschränken müssen auf etwa das Maß, welches den viel einfacheren Verhältnissen der Vorfahren wenigstens in Hessen zukommt, die nach Strabo zu den „ärmeren Stämmen der Germanen" gehörten. Tatsächlich hat Tacitus sich mit vollem Bedacht des Wortes „urbs" bedient; urbes wurden von den Germanen nicht gebaut. Aber es wäre in der Tat — weil „urbes" mit „Städte" übersetzt wird — ein abwegiges Mißverständnis, ihnen auch die oppida-Städte abzusprechen. Stadt ist eben nicht gleich Stadt. Die Germanen besaßen aber Städte im Sinne des oppidums, wenn auch nicht der urbs. Gewiß wohnte die Hauptmasse des Volkes in Dörfern und in Einzelhöfen; die Dörfer und Einzelhöfe machten zweifellos die Überzahl der Siedlungen

aus, aber — wenn auch in geringer Zahl — besaßen sie eine Reihe und uns sogar bekannte oppida, welche wir durchaus als „Städte" und zwar befestigte Städte, Gau- und Stammesmittelpunkte im Gegensatz zu bloßen Dörfern zu bezeichnen berechtigt sind.

Noch immer, auch in Lehrbüchern, ist die Anschauung vorherrschend, als hätten den Germanen Stadtsiedlungen völlig gefehlt. Die eingangs zitierten, von vornherein unrichtige Vorstellungen erweckenden Lateinsätze, typisches Mißverständnis eines Tacitus-Satzes, wären somit halbwegs richtig, wenn in ihnen das „non" gestrichen oder durch ein „quoque" ersetzt würde. Sie müßten, auch für den Anfänger sprachlich und sachlich richtig, also umgeformt werden: „Germani non solum in vicis et aedificis, sed etiam in oppidis habitabant — Die Germanen wohnten nicht nur in Dörfern und Höfen, sondern auch in Städten."

Erwin Mehl

Altgermanische Ringkunst in den Alpen

Thor ringt mit Elli:

Thor forderte in der Halle des Königs Utgarda-Loki die Anwesenden zum Ringkampfe. Der listige König stellte ihm Elli (das Alter) als Gegnerin:

„Zuerst ruft mir die alte Frau herbei, meine Pflegemutter, Elli, daß Thor mit ihr ringt, wenn er will. Sie hat schon Leute zu Fall gebracht, deren Stärke mir nicht geringer schien als die Thors." Alsbald kam ein uraltes Weib in die Halle gegangen. Utgarda-Loki sagte, sie solle mit dem Asen-Thor einen Ringkampf beginnen. Es war ein kurzes Abmachen. Das Ringen begann so, daß je heftiger Thor arbeitete, sie um so fester stand. Nun ging die Frau zum Angriff über und stellte Thor ein Bein. Thor verlor den Stand und ein heftiger Kampf folgte; aber es dauerte nicht lange, so war Thor auf ein Knie gefallen. Da ging Utgarda-Loki hinzu, ließ sie aufhören und sprach so: Thor werde es nicht nötig haben, in seinem Hause noch weiteren Leuten einen Ringkampf anzubieten."

Die jüngere Edda. Kap. 46.

Die altgermanischen Leibesübungen sind bisher von der Wissenschaft stiefmütterlich behandelt worden. Sie blieben als „Nebensachen" oder, mit Schopenhauer zu sprechen, als „Par-erga", am Rande der Altertumskunde liegen. Vor allem ist der volkskundliche Stoff noch wenig ausgewertet. Ein schönes Beispiel dafür ist das altgermanische Ringen, das noch heute in den ostmärkischen Alpenländern in einer verblüffenden Frische weiterlebt, ohne daß es erforscht, ja auch nur vollständig aufgezeichnet wurde. Ich will im folgenden zeigen, wie viele Aufschlüsse hier zu gewinnen sind. Leider gestatten es die kriegsbedingten Papierverhältnisse nicht, alle Fragen zu behandeln. Ich beschränke mich somit vorzüglich auf solche Dinge, die im Schrifttum nicht zu finden sind und verweise für das andere auf die im Anhang verzeichneten Veröffentlichungen.

Es gibt in den Alpen drei volkstümliche Ausformungen eines uralten Kleiderringens, das Kärntner Joppenringen, das Pinzgauer Ranggeln und das Schweizer Schwingen. Von diesen drei Formen ist in Übung und Festen am wenigsten das Kärntner Joppenringen ausgebildet, mehr das Ranggeln und am höchsten das Schweizer Schwingen, das geradezu eine Nationalübung der Schweiz zu nennen ist. Es ist auch bereits in zwei Lehrbüchern dargestellt (s. Schrifttum). Die entwicklungsgeschichtlich älteste Form aber, die der „Brauchkunst" des Raufens noch am nächsten steht, ist das Ranggeln, das im Pinzgau (d. i. das oberste Salzachtal) seine Hauptpflegestätte hat und auch in den benachbarten Alpentälern von Salzburg, Tirol (bis nach Südtirol) und Steiermark betrieben wird. Leider gibt es noch keine eingehendere sachkundige Darstellung. Mit den kurzen Abschnitten in Adrians „Salzburger Sitt' und Brauch" (Wien 1924) und in Mindts „Spiel und Sport als völkisches Erbe" (Berlin 1937) ist so ziemlich alles erschöpft, was es darüber gibt. Ich hatte im Sommer 1942 Gelegenheit, in Krimml ein sog. „Prä-Ranggeln" zwischen Salzburg und Tirol zu sehen und dabei den Salzburger Ranggelaltmeister Florian Altenberger aus Krimml über verschiedene Einzelheiten auszufragen. Diese Auskünfte und die turnvergleichenden Gegenüberstellungen mit anderen Formen lassen das Wesen dieses Ringens um vieles deutlicher erkennen, als es nach den bisherigen Darstellungen der Fall war.

Zunächst bedarf der Name „Prä-Ranggeln" der Erläuterung. Das Wort „Ranggeln" gehört nach dem Bayerischen Wörterbuche von Schmeller zum hochdeutschen „Ringen" (niederdeutsch „wringen") und bedeutet „ringen, sich im Scherz raufen, balgen, schäkern". Verwandt damit sind „Range" (eig. sich windendes läufiges Schwein, dann wenig schmeichelhafte Bezeichnung für ein unruhiges Kind), „Ranke" (sich windender Pflanzenschoß) und „Ränke" (eig. krumme Wege; Einzahl: der „Rank" = Wegbiegung, noch in der Schweiz lebendig; daher „den Rank (Rang) ablaufen" = einem durch Lauf die Wegbiegung abschneiden); auch engl. wrong ‚schlecht' (eig. „verdreht", im Gegensatz zu „gerade" in sittlicher Hinsicht) gehört



ABB. 1. PINZGAUER RANGGELN. Mit Bein- und Hosengriff zu Boden, wie beim Schweizer Schwingen Links Altmeister Altenberger als Kampfrichter

hierher. Als ältesten Beleg für das Wort führt Schmeller die Übersetzung Turmaiers (aus Abensberg; daher unter Anlehnung an den bekannten römischen Hügel sich auch Aventinus nennend) luctari „ringen, ranckeln" aus dem Jahre 1512 an. Mindestens so alt muß also auch die Sache sein. Sie ist aber noch viel älter, wie ich unten zeigen werde. Schmeller und Grimms „Deutsches Wörterbuch" schreiben „rankeln"; jedoch ist in den Alpenländern die alte Schreibung „Ranggeln" üblich.

Das „Prä" im Ausdrucke „Prä-Ranggeln" bedeutet den Vorzug, also Feststellung des Besten. Das Wort hat sich wohl aus der lateinischen Amtssprache (prae aliis = vor den anderen) in die Pinzgauer Mundart verirrt. Nach Schmeller ist ein „Prä-Raufer" ein Erzraufer, eine „Prä-Kuh" eine Leitkuh und „ein Prä vor jemandem haben" bedeutet „vor jemandem etwas voraus haben". Ein von Adrian angeführtes Gedicht um 1840 erklärt anschaulich:

„Prämensch heißt, wer immer wirft und steht,
Alles nach und nach zu Boden dreht."

Der „Prä-Mensch" heißt auch „Hagmoar" (d. h. Hagmaier), also der Führer im Hag, d. i. in der eingehegten Siedlung.

Neben dem Prä-Ranggeln gibt es noch ein „Konkurrenzranggeln", d. i. nach Altenbergers Erklärung ein Länderkampf mit Punktwertung für die errungenen Plätze.

Wie schon erwähnt, ist das Ranggeln ein Kleiderringen, bei dem die Kämpfer nicht bloß am Leib (und zwar am Ober- und Unterkörper), sondern auch an einer eigenen Ranggel-Kleidung anfassen dürfen. Sie besteht aus einem kurzärmeligen Hemd und einer taschenlosen engen langen oder kurzen Hose. Beides ist aus festem, handgearbeitetem Flachszeug (Rupfen). Schuhe werden nicht getragen. Die Beingriffe geben der Geschicklichkeit und Schnelligkeit viel mehr Gewicht als beim sog. griechisch-römischen Ringen, bei dem nur der Oberleib angefaßt werden darf: denn auch ein leichter und kleiner Mann kann einen Riesen spielend werfen, wenn er ihn bei den Beinen erwischt. Daher verzichten die Ranggler auf Gewichtsklassen und nehmen nur Altersklassen, weil sich ja gerade die Schnelligkeit sehr mit dem Alter ändert. In Krimml waren drei Jugendklassen (von 10—18 Jahren) und vier Altersklassen (von 18 bis über 50 Jahren) angesetzt. Die Sieger wurden in jeder Altersklasse getrennt ermittelt. Besiegt ist einer, wenn er mit beiden Schultern den Boden berührt; jedoch gelten im Gegensatz zum griechisch-römischen Ringen Überrollen (Roulade) und „Brücke" nicht als Rettung. Die Ringzeit ist 8 Minuten. Nur bei den Entscheidungskämpfen (beim „Rittern") gibt es keine Zeitbeschränkung. Abweichend vom sportlichen Ringen ist auch der Raum nicht begrenzt. Es steht die ganze Wiese zur Verfügung. Nur wenn die Ranggler unter die Beine der Zuschauer gerieten, verwiesen sie die Schiedsrichter („Schermtaxen" d. h. „Wettertannen") in die Mitte.

Die Griffe sind nicht sehr zahlreich. Sie tragen urwüchsige Namen: „Kreuzwurf" (eine Art Schulterschwung mit Griff der einen Hand an der Innenseite des Knies), „auswendiger Kreuzwurf" (dasselbe mit Griff von außen am Knie) „Hufer" (Hüftschwung: alte Form für „Hüfter"; die „Hufe" = Hüftschwung schon in den mittelalterlichen Ringbüchern), „Stierer" (Ausheber), „Aufdrahn" (Drehen aus der Bauchlage in die Rückenlage), „Knupfen" (Festlegen des gegnerischen Armes durch Herumlegen des eigenen und Fassen am Hemd).

Bei dem von Professor Richard Wolfram-Wien 1941 im Arntal aufgenommenen Deutsch-Süd-

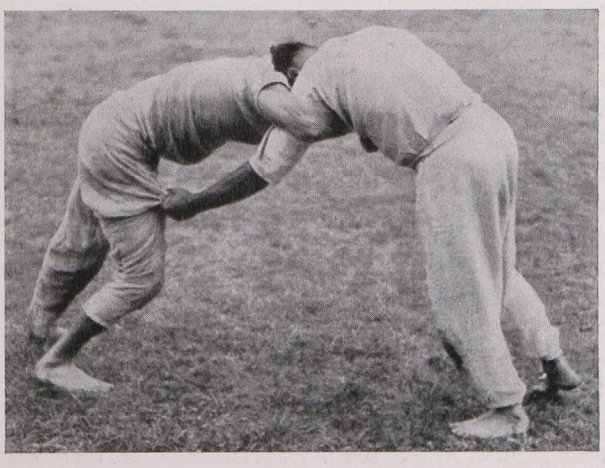


ABB. 2. BEIM RANGGELN. Kräftige Bauernarme fassen an Hosen, Hemden u. Leib zu. Die „rupfene" Ranggelkleidung, keine Schuhe



ABB. 3. SCHWEIZER SCHWINGEN. *Mit Bein- und Hosengriff in die Sägespäne hinein!*

tiroler Ranggeln gibt es noch folgende Schwungnamen: „Achselwurf", „Floigenschutzer" (A hält den B bei den Armen, setzt sich nieder, stemmt ein Bein gegen den Leib des B und wirft ihn über den Kopf; genau so wie beim „Speikerzuck" des Kärntner Ringens, bereits ein mittelalterlicher Ringgriff, im Norden als „Lappenwurf", „Hunnen- oder Russenwurf" bekannt), „Ummidruckn", „In d'Scheibn treiben" (im Kreis drehen).

Das Krimmler Ranggelfest fand auf einer etwa 40×50 m großen gemähten Wiese neben dem Hoferwirtshause statt und war glänzend besucht. etwa 600 Zuschauer saßen auf Läden, die auf Bierfässern aufgelegt waren. Schriftführer und Kampfrichter hatten einen Tisch in einer Wiesenecke zur Verfügung. Die Ranggler lagen um diesen im Grase und halfen einander mit dem Ranggelzeug (Hemden, Hosen, Gürteln) aus. Eine kleine Musik (Ziehharmonika, Posaune und Trompete) und das Brausen der Krimmler Wasserfälle, die einen schönen Hintergrund abgaben, sorgten für die musikalische Untermalung der „Handlung". Nach einer Ansprache über die Bedeutung des Ranggelns begannen die Buben und brachten sofort Stimmung in die Zuschauer. Es folgten die Männer, bei denen die Anteilnahme der Zuschauer noch mehr stieg. Die bedächtigen Alten, die sich vorsichtshalber mehr auf das Müdemachen verlegten, schlossen die Reihe. In drei Stunden war das Ringen vorbei. Die Sieger erhielten viereckige, ungefähr ½ m im Geviert messende Fahnen mit Aufdruck und einen kleinen Betrag (10 RM.). Die Fröhlichkeit dauerte nicht nur bei der Siegesfeier im Hoferwirtshause, sondern auch noch bei der Heimfahrt am nächsten Tage um 5 Uhr früh an, bei der im Zuge Musik spielte, gesungen und gejodelt wurde und die Siegesfahnen stolz zu den Wagenfenstern hinausflatterten. Schillers schönes Wort, daß der Mensch nur dort ganz Mensch ist, wo er spielt, bewahrheitete sich auch hier. Das Ranggeln erfüllt noch seine Aufgabe wie vor hundert und tausend Jahren.

Wirklich seit tausend Jahren? Gewiß. Das beweisen zwei Tatsachen; einmal das hohe Alter der Ranggelfeste, die noch heute eine kultische Bindung, somit einen vorchristlichen Ursprung erkennen lassen, und zweitens die turnfachlichen Entsprechungen, die bis ins germanische Altertum führen.

Das Ranggeln weist eine Reihe von regelmäßigen Festen auf. Das älteste bezeugte ist das auf dem Hundstein bei Zell a. S. am Jakobitage

(25. Juli), das von Bischof Leonhard von Salzburg am Montage Invocavit 1518 „seinem edlen und festen, auch lieben und getreuen Hauptmann und Pfleger Siegemunden Grafen zu Schernberg und Taxenbach" warm empfohlen wurde (Adrian). Noch heute, also nach 400 Jahren, wird das Fest am selben Tage gefeiert und wurde 1942 von der Ufa gefilmt. Ein ebenso berühmtes und altes Treffen ist auf dem Jochberg bei Kitzbühel am 2. Juli (Mariä Heimsuchung). Am Sonnwendtag (24. Juni, Johannistag) sind oder waren die Treffen bei Fürstauschachen gegenüber Grieß (für die Georgener, Brucker und Taxenbacher) und auf dem Sonntagskogel bei Markt Pongau (bis um 1800) und am Pfingstmontag in Tachsau bei Saalfelden. Am 15. August (Mariä Himmelfahrt) treffen sich auf der Tallner Hochalm im Arntale die Passeier und Sarner. Die Bindung an den christlichen Kult, der besonders auf dem Jochberg durch Feier einer Messe für die Ranggler deutlich wird, zeigt, daß hier ältere kultische Bindungen durch die christlichen verdrängt wurden. Noch deutlicher ist die Verbindung des Ranggelns mit einem kultischen Umzug in dem von Wolfram (S. 237) beschriebenen Oberpinzgauer „Alperer" zu erkennen. Daß einmal altgermanische Götter mit dem Ringen zu tun hatten, zeigt die Edda-Stelle, die über der Abhandlung steht. Es ist gewiß kein Zufall, daß der derbfröhliche Bauerngott Thor-Donar seine Freude am Ringen hat.

Nicht so klar sind die alten Ursprünge für das Kärntner Ringen, das durch die Beschränkung auf Joppengriffe mehr spielerisches Gepräge angenommen hat als das noch sehr „brauchbare" Ranggeln. Für Näheres verweise ich auf die Beschreibungen von Moro und Graber (s. Schrifttum). Für das Schweizer Schwingen (Abb. 3), ein Hosenringen (Hosenlupf), lese man die Bücher von Stalder, Schärer und das Lehrbuch des Eidgen. Turnvereines nach.

Diese kulturgeschichtlichen Erwägungen erhalten ihre verblüffende Bestätigung durch turnfachliche. Während nämlich heute in Mitteleuropa kein Kleiderringen mehr besteht, treffen wir ein solches wieder im hohen Norden, in Skandinavien und in — Island an. In Skandinavien gibt es nach Götlind (S. 16—18) genau so ein Joppenringen wie in Kärnten: es heißt „Kragenfassen" (kragta) oder „Kragenwurf" (kragakast), zwei bezeichnende Namen. Die Schweden kennen ein Hosenringen als „Hosenwerfen" (byxkast: vgl. niederdeutsch Buxe; zusammengezogen aus Bock[leder]hose) oder „Balgwerfen" (bälgkast, wobei der „Balg" wohl die Lederhose ist), also wie die Schweizer. Eine Ableitung des Hosenringens ist bestausgebildete nordische Ringform, die isländische Glima, bei der an Stelle der Ringhose ein Riemengeflecht („Glimagürtel") um Leib und Oberschenkel gelegt wird, an dem die Ringer anfassen. Besiegt ist einer bereits, wenn er den Boden mit einem Leibesteil



ABB. 4. ISLÄNDISCHE GLIMA.

Das Aufheben des Gegners mit Griff am Ring-Gürtel
Isländische Studenten im Olympia-Lager, Berlin, 1936

zwischen Knie und Ellbogen berührt. Diese Glima läßt sich tausend Jahre zurück bis in die Wikingerzeit verfolgen (siehe die Zusammenstellungen Bjarnarsons) und bietet den urkundlichen Beweis, daß die alten Germanen das Kleiderringen neben dem auch öfters erwähnten Leibringen (livtag = Leibfassen) gekannt haben. Ein Rest des Kleiderringens ist auch das Gürtelringen, das in Schwedisch-Finnland als „Gürtelwerfen" (bältkast: vgl. Belt „Wassergürtel") üblich ist. Wir haben somit allen Grund, die nordischen und alpenländischen Formen des Kleiderringens als Restformen des einst über das ganze germanische Sprachgebiet verbreiteten alten Ringens anzusehen, das sich unter besonders günstigen Umständen in geschützten Rückzugsgebieten erhalten hat, weil in dem einen Falle die Lage abseits des alles ausgleichenden Verkehres (bei Island die Insellage) und in den Alpen das Gebirge die Zerstörung des Alten verhindert haben. Selbstverständliche Voraussetzung war aber die treue Bewahrsamkeit der Bauern, die an ihren alten Sitten festhielten.

Dieser Schluß wird zur Sicherheit, wenn man sich an der Hand der von Waßmannsdorff ans Licht gezogenen mittelalterlichen Ringbücher überzeugt, daß früher auch in Mitteleuropa das Kleiderringen üblich war. Damit ist die Brücke zwischen dem Norden und dem Süden hergestellt. Sie ist heute zerfallen, aber die Eckpfeiler stehen noch, wie auch auf anderen Gebieten der bäuerlichen Kultur. Skandinavische Volkskundler versichern, daß sie die nächsten Entsprechungen zur alten nordischen Bauernkultur in den Alpen finden. Der Grund ist derselbe, der das germanische Ringen nur im hohen Norden und im äußersten Süden erhalten hat.

Möge daher dieses bisher wenig beachtete Gut nun auch bei uns bald seine erschöpfende und sachkundige Bearbeitung finden, wie sie das Schweizer Schwingen und die isländische Glima längst haben.

Schrifttum

Adrian, Karl, Von Salzburger Sitt' und Brauch, Wien, Schulbücherverlag, 1924, Abschnitt „Ranggeln", S. 289 bis 302.

Beckmann, Otto, Sportlexikon, Wien 1933, Abschnitt „Ringen" (von Mehl) mit Bildern.

Bjarnason, Björn, „Nordboernes legemlige uddannelse i oldtiden. (Die leibliche Ausbildung der alten Nordgermanen" in dänischer Sprache.) Dissertation, Kopenhagen, Priors Hofboghandel, 1905, S. 102—115, Abschnitt „Brydning" (Ringen), die beste Darstellung des altnordischen Ringens.

Bogeng, G. A. E., Geschichte des Sports aller Völker und Zeiten, Leipzig, Seemann, 1926, Bd. 1, Abschnitte „Ethnologie des Sports" von K. Weule (S. 30) und „Geschichte des Kampfsports" von H. Altrock (S. 355).

Fabian von Auerswald, Ringerkunst: Fünfundachtzig Stücke, 1539 (Neudruck von Ernst Wasmuth, 1887).

Glimubok, Gefin ut af ithrottasambandi Islands (Glimabuch. Hrsg. vom Verband für Leibesübungen Islands. In isl. Sprache). Reykjavik 1916 (mit Bildern).

Götlind, Johan, Idrott och lek (Leibesübungen und Spiel, in schwed. Sprache, in: „Nordisk kultur" Bd. 24, Kopenhagen, J. H. Schultz Forlag, 1933, Abschnitt „Brottning" („Ringen", in schwed. Sprache), S. 16—18.

Graber, Georg, Volksleben in Kärnten, Graz, Leykam-Verlag, 1934, Abschnitt „Das kärntnerische Ringen", S. 319 bis 321 (mit Schrifttum, S. 453).

Kürsinger, Ignaz v., Oberpinzgau, 1841.

Marcinkowski, Walter, Glima, der Nationalsport Islands, in der Zeitschrift „Leibesübungen", Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1930, S. 246—250 (schöpft aus dem Glimubok; kann daher bei Fehlen dieses Buches einigermaßen Ersatz bieten).

Mehl, Erwin, Von der Brauchkunst zum Leibesspiel, in der Zeitschrift „Gesundheit und Erziehung", Leipzig 1936, Heft 10, S. 289—300. Grundriß des deutschen Turnens, Wien, Verlag des Deutschen Turnerbundes, 2. Aufl., 1930, Abschnitt „Ringen", S. 527—533 (von Altrock und Mehl).

Mindt, Erich, Spiel und Sport als völkisches Erbe, Berlin SW 11, Deutscher Schriftenverlag, 1937, Abschnitt „Die Ringspiele", S. 71—94.

Moro, Oswin, Das kärntnerische Ringen, eine volkskundliche Studie, im Grazer Tagblatt. Festbeilage zur Kärntner Abstimmungsfeier. 10. Oktober 1930 (Zehnjahrfeier).

Schärer, A., Anleitung zum Schwingen und Ringen, Bern 1864 (Schweizer volkstümliches Ringen).

Schmeller, J. Andreas, Bayerisches Wörterbuch, 2. Aufl. v. G. K. Fromann, München, R. Oldenburg, 1872, unter „Taxen" (zu „Schermtax" I 483) und „rankeln" (II 123).

Schröder, Leopold v., Arische Religion, Leipzig, Haessels Verlag, 1916, 2. Bd., „Naturverehrung".

Schwingen, Das Lehrbuch, hrsg. vom Eidgenöss. Turnverein, 1930.

Ströbel, Rudolf, Sport der Germanen, Berlin 1936.

Weinhold, Karl, Altnordisches Leben, Berlin 1856, S. 303 bis 305 (altnord. Glima; der Krönersche Neudruck hat leider die gesamten von Weinhold sorgfältig gegebenen Stellennachweise weggelassen und damit die wissenschaftliche Brauchbarkeit sehr verminderte.

Waßmannsdorff, Karl, Die Ringkunst des deutschen Mittelalters mit 119 Ringerpaaren von Albrecht Dürer, Leipzig, Priber, 1870. (Die Dürerschen Bilder noch besser in der Ausgabe des Fechtbuches von Dürer von F. Dornhöffer, Wien 1909.)

Wolfram, Richard, Schwerttanz und Männerbund, Kassel 1935, S. 237 (kultisches Ranggeln).

Die Tat wäre nicht gut,

wenn sie nicht ein Opfer kostete

Theodor Körner.

Nachrichten

Major Dr. Kurt Gloger gefallen

Bei den harten Abwehrkämpfen im Kaukasus fiel im Februar an der Spitze seiner Kompanie das Mitglied des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, Major Dr. Kurt Gloger. Wegen seiner hervorragenden Tapferkeit und in schwierigen Lagen immer neu bewährten Truppenführung war ihm vom Führer das Deutsche Kreuz in Gold verliehen worden. Auch wurden seine besonderen Leistungen noch nachträglich durch Beförderung zum Oberstleutnant ausgezeichnet. Der Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte verliert in ihm einen allezeit einsatzwilligen und der deutschen Vorgeschichte verschworenen Mitarbeiter. Erst vor kurzem konnte in der Mannus-Bücherei sein Werk „Germanen in Osteuropa" herausgebracht werden, dessen Veröffentlichung er jedoch leider nicht mehr erlebte. Wir werden diesem im Ringen um unseres Volkes Zukunft auch zum letzten Opfer bereiten vorbildlichen Kämpfer allezeit ein ehrendes Gedenken bewahren.

Bürgermeister Eduard Thum †

Am 6. Februar verstarb unerwartet nach längerem Leiden das Mitglied des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, der Bürgermeister der Gemeinde Sipplingen am Bodensee Eduard Thum. Nicht nur Sipplingen selbst verliert in ihm einen außergewöhnlich rührigen und in echt nationalsozialistischer Haltung nur dem Wohle des Ganzen dienenden Bürgermeister und wahren Stadtvater. Auch der Reichsbund zählte ihn zu seinen stets bewährten Anhängern und Freunden, der sich neben seinem vielfältigen und verantwortungsvollen Pflichtenkreis aus innerer Begeisterung unserer jungen Wissenschaft verschrieben hatte. Ganz besonders hat Thum die Ausgrabung des Pfahldorfes Sipplingen 1929/30 gefördert. Auch ihm gilt noch über den Tod hinaus unser Dank und unser Gedenken.

Vortragsabende der Gruppe Berlin des Reichsbundes

1. Die Bootaxtkultur in Finnland

Auf Einladung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte hielt am 11. Februar der finnische Professor für Vorgeschichte Dr. Äyräpää von der Universität Helsinki einen Lichtbildvortrag über „Die Bootaxtkultur der Steinzeit in Finnland".

Zu Beginn des 2. Jahrtausends v. d. Ztr. gelangte diese neue Kulturform nach Finnland. Sie war getragen von einem anderen Volkstum und unterschied sich, nach ihren kennzeichnenden bootförmigen Streitäxten benannt, deutlich von der einheimischen Fangkultur. Der Südwestteil des Landes wurde von ihr erobert und mit ihr hielten Ackerbau und Viehzucht dort ihren Einzug. Hier in Finnland entwickelte sich aus den festländischen Bootaxtformen ein örtlicher Sondertyp, der mit den schwedischen und estnischen verwandt ist. Alle zusammen gehören zu der Ostseegruppe der Bootäxte und heben sich klar von den jütländischen ab. Die Tonware dieser Kultur, die zu der sog. Schnurkeramik zählt, unterscheidet sich wiederum deutlich von der entsprechenden schwedischen. Das beweist, wie der Redner hervorhob, daß die Bootaxtkultur nicht über Schweden nach Finnland gelangte, wie früher meist angenommen wurde, sondern daß ihr Weg vom Festland über Ostpreußen und die baltischen Länder führte. Das Ursprungsland ist daher in Mitteldeutschland, wohl besonders dem sächsisch-thüringischen Gebiet, zu suchen.

Die Bootaxtkultur in Finnland fällt zeitlich in den Übergang von der Stein- zur Bronzezeit, als in Mitteleuropa die Vor- und Frühaunjetitzer Kultur in Blüte stand. Doch erweisen die Funde, daß sie schon bald in der älteren Fangkultur des Landes aufging. Die Kulturentwicklung Finnlands wurde jedoch entscheidend durch sie beeinflußt; denn seither gehörte das Land dem westlichen Kulturbereich, dem der Ostsee, an, wo Ackerbau und Viehzucht immer nachhaltiger aufblühten. — Zur gleichen Zeit wie nach Nordeuropa breitete sich die Bootaxtkultur auch stark nach Osten, bis an die Wolga und in den Kaukasus hin aus. Begünstigt wurde diese Entwicklung, vor allem das Nordwärtsdringen, durch die guten klimatischen Verhältnisse. Wie schon vor 25 Jahren, so gewinnt jetzt in Finnland die Ansicht immer stärker an Boden, daß es sich bei diesem Kulturvordringen um die gewaltige indogermanische Landnahmebewegung handelt, die also Finnland vor rund 4000 Jahren das erste nordische Blut zuführte.

2. Ergebnisse der Rassenforschung im indogermanischen Heimatgebiet

Am 8. April sprach im Rahmen der diesjährigen Winterveranstaltungen des Reichsbundes Professor Dr. G. Heberer aus Jena über seine neuen rassengeschichtlichen Forschungen im indogermanischen Urheimatgebiet. Der Redner ging von der sich heute mehr und mehr durchsetzenden Erkenntnis aus, daß das indogermanische Urheimatgebiet im nord- und mitteldeutschen Raum gesucht werden muß. Nur hier läßt die rassengeschichtliche Entwicklung sich ohne Unterbrechung von der letzten Eiszeit bis in die Jungsteinzeit, der Zeit der voll ausgeprägten indogermanischen Kulturen, bodenständig verfolgen. Die bisher zwischen Alt- und Jungsteinzeit festgestellte Lücke in der rassengeschichtlichen Forschung gelang es inzwischen durch glückliche neue Funde und Untersuchungen zu schließen. Auch konnte für alle Kulturen des nordischen Lebenskreises zur Jungsteinzeit (Großsteingrab- und Schnurkeramik) die gleiche rassische Grundlage, nämlich die nordisch-fälische Rasse, erwiesen werden. Demnach rechnet auch die Großsteingrabkultur zur primär indogermanischen, was bisher oft angezweifelt wurde. Diese Feststellung ist für uns besonders wertvoll, weil die Träger gerade dieser Kultur einen der Grundpfeiler des Germanenvolkes bilden.

Eine zweite umstrittene Frage der Indogermanenforschung betrifft die Stellung der Bandkeramik. Auch diese Kultur wurde trotz mancher Gegensätzlichkeit gegenüber der nordischen vielfach als primär indogermanisch angesehen. Die an Hand eines reichen Schädelmaterials durchgeführten rassengeschichtlichen Untersuchungen ergeben jedoch, daß die ältere sog. Linearbandkeramik von der mediterranen, also westischen und nicht etwa von der nordisch-fälischen Rasse, getragen wurde. Dagegen zeigten Skelettfunde der jüngeren Stichbandkeramik Einschläge einer nordisch-fälischen Überschichtung, also deutliche Spuren einer Indogermanisierung. Die Ausführungen des Redners hinterließen allgemein den Eindruck, wie außerordentlich wichtig der Beitrag der Rassenforschung für die Lösung der Indogermanenfrage ist, die man ohne Übertreibung eine Zentralfrage der europäischen Wissenschaft nennen kann.

Schweizerisches Institut für Ur- und Frühgeschichte in Basel

Unter starker Beteiligung von Abordnungen aus der ganzen Schweiz, sowie Vertretern auch der deutschen Vorgeschichtswissenschaft, fand am 28. März in Basel die feierliche Eröffnung des Schweizerischen Institutes für Ur- und Frühgeschichte statt. Dr. Th. Ischer aus Bern begrüßte die Festversammlung und gab einen kurzen Rückblick auf die bisherigen Leistungen der Schweiz auf dem Gebiete der Vor- und Frühgeschichte. Daran schlossen sich die in herzlichen Worten gehaltenen Glückwünsche der Geladenen. Als Vertreter des Bundesführers des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte bekundete vor allem Dr. Hülle vom Reichsamt für Vorgeschichte der NSDAP. in Berlin, den Willen zur gemeinsamen Arbeit an der Vorgeschichtswissenschaft und wies auf die hohe Bedeutung entsprechender Forschungsstätten hin. Unter der Führung von Professor Laur, dem Leiter des Instituts, der zugleich die kommenden Aufgaben umriß, wurde sodann das neue Heim der Forschungsstätte eingehend besichtigt.

Bücheranzeigen

Walter Baetke, Das Heilige im Germanischen. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1942. 226 S. Brosch. RM. 9,60; kart. RM. 11,—.

Der durch eine Reihe verwandter Arbeiten bekannte Leipziger Germanist legt uns hier eine neue tiefschürfende Untersuchung vor, deren Hauptthema die Herausstellung der Grundbedeutung des „Heiligen" im Germanischen ist. In einem kurzen ersten Teil wird zunächst „das Phänomen des Heiligen" an sich klargestellt und dabei auf den Fehler der bisherigen Religionsforschung hingewiesen, als sie von der „sog. „heterogenen Entwicklung" der Religion" ausging und das Wort „heilig" von anderen profanen Ausdrücken herleiten wollte. Der Begriff „heilig" muß demgegenüber aber als etwas stets auf das Religiöse Bezogenes vorausgesetzt werden. Abzulehnen ist nach Baetke auch eine Überschätzung der „ethnologischen" Parallelen. Religiöse Gefühle und Erlebnisse sind bereits Wirkungen religiöser Gegebenheiten. „Der Herrschaftsbereich des Heiligen umgreift die für die Gemeinschaft geltenden sittlichen Normen." Man hat also bei allen einschlägigen Untersuchungen von dem sprachlichen Ausdruck und seiner Bedeutung von der Sache auszugehen, d. h. von der Religion selbst.

Nach dieser für die Religionsforschung neuen Richtungweisung geht Baetke zu seinem Hauptthema über. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht die Untersuchung über den Bedeutungsinhalt der beiden Wörter weihen (wihen) und heiligen (heilagon). Die Beweisführung stützt sich auf zahlreiche Beispiele aus Sagas, Edda, Runeninschriften, Bibelübersetzung des Wulfila, Heliand, Glossen usw. Sie beschränkt sich nicht auf die rein philologische Untersuchung, sondern geht konsequent auch von den Erscheinungsformen, von der Sache, einschließlich der christlichen Überdeckungsbemühungen aus.

So kommt Baetke zu dem Schluß, daß trotz scheinbarer Widersprüche aus Wulfila und Heliand (die Verfasser überzeugend aufklärt), die germanischen Ausdrücke für weihen, weihevoll (wihen, wihaz, wé usw. nebst Zusammensetzungen) die tieferen nach unserem heutigen Begriff „heiligeren" waren, nur auf das Göttliche an sich, auf das Gottwesen (numen) und alles was mit ihm zusammenhängt bezogen, während das germanische „hailag", das heutige „heilig", ursprünglich, wie die Quellen erweisen, alles das bedeuteten, was an Heilbringendem von der Gottheit an die Menschen ausging. Wenn der angelsächsische „Heliand" das lateinische „sanctus" usw. durch „halig" usw. unter Vermeidung der mit „weihen" zusammenhängenden Ausdrücke wiedergibt, während der Gote Wulfila es umgekehrt macht, so hängt das mit der andersartigen Bekehrungsweise bei beiden Völkern zusammen. Wenn heute bei uns das „Heilig" den Begriff „geweiht" und was mit ihm zusammenhängt mehr und mehr verdrängt hat, so ist diese Tatsache ähnlich zu erklären. Jedenfalls war „wih" für die Germanen das „eigentlich kultische Wort". Es bedeutete für sie alles, was mit der sittlichen Weltordnung an sich, und zwar bezogen auf die Gemeinschaft wie auf das All, zusammenhing.

Wir dürfen die Arbeit Baetkes als einen ungemein wichtigen Beitrag zur Religionsforschung im allgemeinen und der germanischen im besonderen ansehen und begrüßen. Aber nicht nur der Religionsforscher und Germanist, sondern auch der Vorgeschichtsforscher wird eine Fülle wertvoller Anregungen aus diesem verdienstvollen Werk schöpfen.

Johann Zimmermann, Urgeschichte, Vorgeschichte und germanische Frühgeschichte in Leitsätzen für den Unterricht. Neuer Benno Filser-Verlag, München 1942. 83 S. RM. 1,60.

Stichwortartig will Z. hier eine Vor- und Frühgeschichte für den Unterricht geben. Er beschränkt sich auf eine reine Stoffvermittlung über die jeweiligen Natur- und Klimaverhältnisse, Rassen, Geräte, Waffen, Wirtschaftsformen usw. Diese Methode der Gliederung und Darstellung ist grundsätzlich abzulehnen, da sie das Wesentliche der vorgeschichtlichen Erscheinungen, der schaffenden und schöpfenden Menschen in der Verschiedenartigkeit seiner Rasse und Kultur völlig in den Hintergrund drängt oder überhaupt nicht beachtet.

Außerdem unterlaufen dem Verfasser so viele fehlerhafte und unhaltbare Behauptungen, daß das Büchlein auch als wissenschaftlich untragbar abgelehnt werden muß. So etwa wenn er als Urheimat des Menschengeschlechts das westliche Hochasien hinstellt und an eine Wurzel für alle Menschenrassen glaubt. Daß der Neandertaler nicht zu den Vorfahren der nordischen Menschen gehört, wie Z. behauptet, dürfte durch die Arbeiten Andrees, Hülles, Bickels erwiesen sein.

Mit dem Beginn unserer Zeitrechnung hört für den Verfasser die Vor- und Frühgeschichte bereits auf. Völlig untragbar ist die Zeitstufung der Vor- und Frühgeschichte, die Z. neu einführt. Er setzt entgegen allem wissenschaftlichen Brauch und ohne jede innere Berechtigung die Urgeschichte der Altsteinzeit, die Vorgeschichte der Jungsteinzeit, die Frühgeschichte der Bronzezeit gleich. Die Schrift bedarf einer vollständigen Umarbeitung. In der vorliegenden Form ist sie wissenschaftlich und weltanschaulich, besonders für die Zwecke der Schule, unbrauchbar.

Edmund Mudrak, Midgard und Udgard. Die nordischen Sagen von den Ordnern und Schützern und von den Feinden der Welt. Loewes Verlag Ferdinand Carl, Stuttgart 1942. 88 S., 5 Abb. RM. 1,60.

Nach einer kurzen Einleitung über den Gehalt und weltanschaulichen Wert der nordischen Sagen auch für den südgermanischen Menschen bringt Mudrak eine Auswahl der wichtigsten Göttersagen. Er beginnt mit dem Werden der Welt und der Asen und endet mit der Erzählung vom Weltuntergang. Die Stoffe sind gut ausgewählt und in klarer flüssiger Sprache, die in ihrem Stil dem nordischen Wesen und nordischer Art voll gerecht werden, wiedergegeben. Wesentliches bleibt bestehen, Unwesentliches ist fortgelassen. So eignet sich das Buch recht gut als Lesestoff für unsere Jugend, aber auch der Erwachsene wird es gern zur Hand nehmen. Die Bilder (Kreidezeichnungen) sind recht eindrucksvoll. Wir wünschen dem Buch eine weite Verbreitung.

Germanen-Erbe, Heft 3/4, 1943 enthält Aufnahmen von: Reichsamt für Vor- und Frühgeschichte, Berlin (S. 48—51); Landesinstitut für Vor- und Frühgeschichte, Kiew (S. 33—45); Prof. E. Mehl, Wien (S. 59 u. 61); Wehrli-Verlag, Kilchberg b. Zürich (S. 60)

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin. Verantwortlich für Anzeigen: Bernhard v. Ammon, Leipzig C 1, Salomonstr. 18b. Tel. 70861. — Verlag: Johann Ambrosius Barth, Leipzig. Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). Pl. 2. Printed in Germany.

Die Wikinger im Weichsel- und Odergebiet

Von Dr. Hans Jänichen, Sondelfingen.
IV, 154 S. mit 2 Abbildungen, 8 Tafeln u. 1 Karte. 1938. gr. 8°. Kart. RM. 12.—

NS.-Monatshefte: Die Arbeit zieht neben den vorgeschichtlichen Ergebnissen auch die isländischen Quellen mit heran. Einer kurzen Darstellung über das Wesen der Wikinger folgt ein Bericht über die Wikingerfunde im Weichsel- und Oderland. Dann wendet sich der Verf. der eigentlichen Untersuchung des Wikingereinflusses im behandelten Siedlungsraum zu. In einem Ausmaß, wie es bisher wohl noch nicht geschehen ist, werden die Orts- und Personennamen, die slawischen Stammessagen und die slawischen Geschlechterfamilien auf ihre Herkunft und ihre Beziehungen zum germanischen Wikingertum untersucht.

Johann Ambrosius Barth
Verlag / Leipzig

Werde Mitglied im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte!

Er kämpft für die Erforschung und Erneuerung des Erbes unserer Ahnen.

Kriegshilfswerk 1943



Der germanische Schmied und sein Werkzeug

Von Dr. Horst Ohlhaver, Potsdam. VIII, 193 Seiten m. 207 Abbildungen im Text und auf 50 Tafeln. 1939. 4°. Kart. RM. 25.50

(Band 2 der Hamburger Schriften zur Vorgeschichte u. Germanischen Frühgeschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. Walther Matthes, Hamburg)

Altschlesien: Längsschnitte durch die Vorzeit zur Aufhellung einer Fundart oder wie hier eines Handwerkes sind mit außerordentlich zeitraubenden Vor- und Sammelarbeiten verknüpft; ihre Ergebnisse sind dann aber auch für lange Zeit grundlegend und von besonderem Werte für die Kulturgeschichte und viele Nachbargebiete. Das ansprechende Werk läßt den germanischen Schmied in seiner Arbeitsweise und in seinem hohen Ansehen vor unseren Augen wiedererstehen. Es wird sich als Nachschlagebuch bald unentbehrlich machen. M. Jahn.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Handbuch der vorgeschichtlichen Sammlungen Deutschlands

Herausgegeben von Prof. Dr. Hans Reinerth, bearbeitet von Dr. G. Merschberger. (Reichsb. f. Dtsch. Vorgeschichte u. Reichsamt Vorgeschichte der NSDAP.) Teil I. Süd- und Mitteldeutschland einschließlich des Protektorats Böhmen und Mähren. XV, 490 Seiten mit 12 Tafeln u. 5 Ausklappkarten. 1941. DIN A 5. Geb. RM. 16.—

Zeitschr. d. Vereins f. Thür. Geschichte: Das Handbuch bringt von 590 Sammlungen in 20 Gauen Süd- und Mitteldeutschlands sowie den wiedergewonnenen Gebieten Elsaß, Lothringen, Böhmen und Mähren alphabetisch angeordnet alles Wissenswerte über Lage, Geschichte, Leitung, Umfang, Fundstoff in chronologischer Uebersicht, Arbeitsgebiet und Veröffentlichungen an Hand eines zweckmäßigen Schemas, nach dem jede Sammlung abgehandelt wird. Das handliche Format und fünf Uebersichtskarten machen es als Reisehandbuch vorzüglich geeignet.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Der spätfränkische Sippenfriedhof von Walsum

Von Prof. Dr. Rudolf Stampfuß, Dortmund. V, 65 S. mit 220 Abb. im Text, auf 21 Tafeln u. 1 Ausschlagtafel. 1939. gr. 8°. Kart. RM. 8.50

(Quellenschriften zur westdeutschen Vor- und Frühgeschichte, Band 1)

Germanen-Erbe: Der gut ausgestattete Band behandelt das auf der Rheinterrasse bei Walsum aufgedeckte Gräberfeld. Ueber 40 Bestattungen mit zahlreichen Beigaben konnten geborgen werden und finden eine gründliche Bearbeitung und Einzelbeschreibung. Eine außerordentlich hohe Bedeutung kommt diesem Friedhof deswegen zu, weil er auf Grund von Münzfunden unzweifelhaft dem 8. Jahrhundert zuzurechnen ist. Damit wird die vielfach vertretene Anschauung widerlegt, daß Münzen- und Beigabenfunde in ostfränkischen Gräberfeldern nicht oder doch nicht wesentlich über das 7. Jahrhundert hinausreichen, vielleicht mit ein Anzeichen dafür, daß sich auch im Frankenstamm alte Väterſitte trotz der Einführung des Christentums noch lange erhalten hat.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Mannus-Bücherei / Band 69:

Tonöfen und Ofenmodelle der Lausitzer Kultur

Von Dr. Jürgen Deichmüller, Berlin. X, 105 S. mit 200 Abbildungen im Text und auf 31 Tafeln. 1941. gr. 8°. RM. 14.50, geb. RM. 15.80; Vorzugspreis*) RM. 12.40, geb. RM. 13.70

*) Für Mitglieder des Reichsbundes f. Deutsche Vorgeschichte, f. Bezieher der Zeitschrift „Mannus", der „Mannus-Bücherei" oder bei Bestellung von 3 verschiedenen Bänden dieser Sammlung

Es waren merkwürdige Gefäße, die sich, allerdings ziemlich selten, in manchen Gräbern der Billendorfer Kultur vorfanden. Es handelte sich um Hohlgefäße verschiedener Formen mit gefensterten Wandungen, über deren Zweck keine eindeutige Klarheit zu gewinnen war, wenn sich auch die meisten Forscher mit der Erklärung, daß sie als Räuchergefäße benutzt worden seien, zufrieden gaben. Dr. Deichmüller hat die Funde und das damit zusammenhängende Schrifttum gründlich erforscht und gesichtet. Das Ergebnis, das sich aus dieser Bearbeitung fast zwangsmäßig ergibt, ist höchst überraschend: Es handelt sich um Heizvorrichtungen aus den Siedlungen der Lebenden, die den Toten in verkleinerter Form als Modell ins Grab mitgegeben wurden.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Fritz Stück

Kultur- u. Landschaftsanwalt RdbK

Heimat- u. Sippenforscher RSH

Kassel

Hohenzollernstraße 85 / Ruf 30468

Orts-, Flur- und Sippennamenkunde

Nordische Einflüsse

Führer zur Urgeschichte

Herausgegeben von Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin

Diese Sammlung bringt in zwangloser Folge selbständige Einzeldarstellungen, die mit reichen Bildbeigaben die Kenntnis bedeutender Fundstätten und Funde der Vorzeit vermitteln sollen. Sachliche Strenge der Form und lebendige Gemeinverständlichkeit der Haltung bringen die Sammlung dem Fachvorgeschichtsforscher und dem Freund der Vorgeschichte gleich nahe.

Folgende Bände sind z. T. lieferbar, weitere sind vorgesehen:

Bd. 7: **F. Adama van Scheltema: Der Ofebergfund**
2., verbesserte Auflage. 78 Seiten mit 87 Abbild. im Text u. auf 28 Tafeln. 1938. gr. 8°. Kart. RM. 4.20

Bd. 9: **Hans Reinerth: Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen**
9.—12. Tausend. 184 Seiten mit 150 Abbild. im Text und auf 48 Tafeln 1936. gr. 8°. RM. 4.80

Bd. 10: **Hans Reinerth: Das Pfahldorf Sipplingen. Ergebnisse der Ausgrabungen des Bodenseegeschichtsvereins 1929/30**
2., ergänzte Auflage. 156 S. m. 27 Abbild. im Text u. 32 Tafeln. 1938. gr. 8°. RM. 4.80, geb. RM. 6.—

Bd. 11: **Just Bing: Der Sonnenwagen von Trundholm**
46 Seiten mit 48 Abbild. im Text u. 7 Tafeln. 1934. gr. 8°. Kart. RM. 3.—

Bd. 12: **Walter Schmid: Der Kultwagen von Strettweg**
42 Seiten mit 9 Abbild. im Text u. 24 Tafeln. 1934. gr. 8°. Kart. RM. 3.50

Bd. 13: **Peter Paulsen: Der Goldschatz von Hiddensee**
94 Seiten mit 104 Abbild. im Text u. auf 32 Tafeln 1936. gr. 8°. Kart. RM. 4.80

Bd. 14: **W. Radig: Heinrich I. der Burgenbauer und Reichsgründer**
120 Seiten mit 60 Abbild. im Text und 35 Tafeln. 1937. gr. 8°. Kart. RM. 7.50

Die Sammlung wird fortgesetzt

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig